



Deutsche Internierten Zeitung.



Internierte als Schüler der landwirtschaftlichen Schule Schloß Hard bei der Heuernte.



Europa's größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

—•—
Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.

Altbekanntes bayrisches Bierrestaurant
Münster-gasse Blaue Sahne, Zürich Münster-gasse

Größter und schönster Biergarten Zürichs · Originalauschank
 Münchner Bier · Wiener und Münchner Küche · Täglich Konzert

Konditorei Sprüngli

Paradeplatz **ZÜRICH** Paradeplatz

Hauptniederlage der berühmten
 Chokoladen von Lindt & Sprüngli
 in Zürich

GROSSE ERFRISCHUNGSRÄUMLICHKEITEN

Blumen-Arrangements

○○○ aller Arten für Freud und Leid ○○○

Blühende und Blattpflanzen

○○ Palmen · Trauerkränze ○○

Alles in reichster Auswahl bei prompter,
 ○○○○ preiswertester Bedienung ○○○○

Blumenkrämer, Zürich

Telephon 1479 Hoflieferant Bahnhofstr. 38

Bureaumöbel

—♦— jeder Art, wie ♦—
Amerikanische Rollpulte,
Flachpulte, Doppelpulte etc.
 neu und gebrauchte, in Hartholz und Tannen
 —♦— stets vorrätig. ♦—

Anfertigungen nach Maß

liefert in kürzester Frist

SPEZIALGESCHÄFT FÜR BUREAUMÖBEL
Eduard Taussky, Zürich I

Pelikanstraße 33. — I. Referenzen.

Casino Zürichhorn

Herrlicher Wirtschaftsgarten direkt am See

Schöne Lokalitäten für Hochzeiten und Gesellschaften

— M. KÜNZLER-LUTZ —

Wir gewähren Internierten auf allen Artikeln einen
Extra-Rabatt von 10 Prozent!

— Große Auswahl in Herren-Artikeln aller Art. —

Kaufhaus A. Wolff-Knopf, Zürich

normal A. Knopf, Badenerstraße 112.



Erstes Spezialhaus der Schweiz

— für feine —

Reiseartikel · Lederwaren

Ledergalanterie.

Eigene Kofferfabrik.

Reparaturen schnellstens.

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte.

Telephon 7521 · Reellste Bedienung.

Specks Palace-Lichtspiele, Zürich

Bahnhofbrücke **Kaspar-Escher-Haus** Neumühlequai

Täglich Vorführungen von 2 Uhr bis gegen 11 Uhr
JEDEN MITTWOCH NEUES PROGRAMM

Internierte Soldaten haben nachmittags (an Wochentagen) freien Zutritt

Kaltenmark-Bachmann

Nachfolger von Bachmann-Scotti

Bahnhofstraße Nr. 16 **Zürich** *Bahnhofstraße Nr. 16*

Herren-Wäsche
nach Maß und auf Lager
in feinsten Ausführung!

Krawatten
Letzte Neuheiten!

Hüte *Beste*
Marken!

Spezialhaus für feine Herrenmoden



Die gasgefüllte
Glühlampe

Erhältlich bei
Elektrizitäts-
werken
und besseren
Installations-
geschäften.

ALLEIN-VERKAUF

BASEL

W. JONAS

GERBERGASSE 27/29
FALKNERSTR. 4/6

Herz-Stiefel

Bestes deutsches Fabrikat

Marke Weill

Marke High-Life

Erstklassige Schweizer Marken

Internierte erhalten Extra-Rabatt

ALLEIN-VERKAUF

ZÜRICH

SCHUHHAUS
HIGH-LIFE

BAHNHOFSTR. 76

Restaurant, Pension Tannenhof, Zürich 6

Clauiusstraße • vis-à-vis Polytechnikum • Tannenstraße

Prima Küche, Wädensweiler helle und dunkle Biere

Möblierte Zimmer *Besitzer: J. Müller-Haas* *Billard • Tel. 133*

rich

lequai

Uhr

RM

Zutritt

äsche

Cager

rung!

ten

en!

este

ken!

den

rich bei

zitäts-

ken

esseren

ations-

äften.

KAUF

CH

AUS

FE

R. 76

rich 6

re

Tel. 133



Denn was ist das, was selbst dem Wilden ein Gegenstand größter Bewunderung ist? Ein Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Überlegenheit rüstig zu Werke geht. Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehr Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können.

Kant, „Kritik der Urteilkraft.“

Der Krieg unter der Erde.

Seit der Erstarrung der Fronten ist der Pionier als Minierer auf Höhen und Hügeln der Westfront heimisch geworden. Als die Feldbefestigungen auf ein paar Manneslängen sich nahe rückten, erschien zuerst der alte Mörser, als Minenwerfer frisiert, und warf seine plumpen Pulvertöpfe hinüber. Eingedenk, daß die Alten mit Steinen schmissen, griff der Europäer nach der Handgranate. Wo aber diese Kampfwerkzeuge nicht anbissen, mußte der Minierer, den unterirdischen Traditionen der Vorväter getreu, ans Werk. So begann der Krieg unter der Erde.

Wer kennt sie nicht, unsere trefflichen Minierer, die Bergleute aus Schlesien und Westfalen, aus dem Rheinischen und Thüringischen, die besten der Pioniere aus allen deutschen Stämmen? Wie Mönchsgestalten stapfen sie, den Kopf in sacktuchene Kapuzen geborgen, Leib und Beine mit grobem Zeug umwickelt, in der Morgendämmerung durch die Gräben nach vorn. Ein kurzer Gruß an die den treuen Helfern freundlich und achtungsvoll gesinnten Infanteristen, und sie verschwinden dicht am Feind unter der Erde. Das Tagewerk beginnt.

Das Werk unter der Erde ist schwer, mühseliger und undankbarer als das in der Luft und unter dem Wasser. Mögen seine berühmten Genossen, Luftfahrer und U-Bootsmann, wertvollere Einzeltaten in ihren Elementen verrichten, Schwereres duldet der Mineur. Kraft und Tapferkeit des Infanteristen, die kühle Berechnung des Artilleristen, der Schneid der Aufklärungstruppen müssen sich mit unerschöpflicher Pflichttreue und Geduld im Pionier vereinigen. Nur die an Leib und Seele Tüchtigsten könnens leisten.

Glück auf! Mit dem Gruß des Bergmanns fährt er ein. Sein Schacht, Berta oder Hulda geheiß, ist seit Monaten Gegenstand seiner Arbeit, seiner Sorgen und Mühsalen, das Werk seiner Muskeln und Nerven, das Ziel seiner geistigen Spannkraft, die Beschäftigung seiner unruhigen Träume, wenn er während der seltenen Ruhetage hinten im Dorf die Feldpostkarte in die Heimat kritzelt oder auf dem Stroh liegt. Um

diesen Schacht Berta II, um sein Wachsen und Werden, kreisen die Gedanken des Pioniers bei Tag und bei Nacht, wie die des Feldherrn um Wohl und Wehe seiner Truppen. Wir steigen mit dem Mineur in die Tiefe. Er erzählt uns vom Kampfe mit dem Erdboden. In dunklen Nächten — der Mond heißt bei den Soldaten die Pioniersonne — hat man Zylinder aus Eisenbeton hinter den vordersten Graben geschleppt und in den Boden gesenkt. Denn der Schwemmsand, die wasserführende Lehmschicht, konnte mit Picke und Spaten nicht bewältigt werden. Wer erzählt von der großartigen Anlage des Tiefbaues, wie sie der Straßensteher in der Großstadt anstaunt, hier im Dunkel der Nacht mit menschlicher und elektrischer Kraft im Feuer der Granaten und Gewehre vollbracht?

In 10—15 Meter Tiefe angekommen, streicht der Mineur in den eigentlichen Stollen, der unter die feindlichen Gräben führt. Seit Tagen hat die Arbeit geruht, wer weiß, ob nicht der Feind aus seinen eigenen Stollen durchgebrochen ist und im Finstern den einfahrenden Mineur erwartet. Dolch oder Messer bereithaltend, tastet er sich durch die Stollen. Unterdessen haben die Kameraden das elektrische Kabel eingeschaltet, die Lüftungsfügel treiben die verdorbene Luft heraus. Dann wird gehorcht.

Was macht der Feind? Hockt da unten hinter der Wand der Mann im khakibraunen Rock gleich mir, gebückt und schweißbedeckt, und pickelt Brocken aus dem zähen Erdreich? Oder ist der Engländer schon fertig, lagert schon das gelbe Dynamit unter meinen Füßen, bringt vielleicht die nächste Sekunde das Ende meiner Mühsale, Berta II und seine wackeren Mineure unter einem Trichter begrabend? Das Herzklopfen des Horchers ist fast lauter als die feinen Geräusche, welche von den Schallmeßinstrumenten aufgefangen werden. Gott sei Dank, der Engländer buddelt. Das Ticken und Klopfen des einhackenden Pickels verrät ihn. Fußtritte, kommend und gehend, zeigen das Tempo seiner Geschäftigkeit. Aber die Laute kommen von

seitwärts, schon sind die Stollen aneinander vorbeigefahren, es gilt! Sein oder Nichtsein, durchzuckt es den Mineur. Wer zuerst die Ladung einbettet, wer eine Stunde früher das Zündkabel gestreckt hat, wer um Sekundenfrist eher den Funken ins Dynamit schickt, der ist Sieger und hat alles gewonnen. Der andere aber, der die gleichen Mühsale durch Monate getragen, hat alles verloren. Es gilt. Niemand beaufsichtigt den einsamen Mineur im Schoß der Erde, niemand treibt ihn zur Arbeit an, niemand tröstet ihn mit Versprechungen, ihm winkt kein Ruhm, ihn bedroht keine Strafe, nicht Ehrgeiz feuert ihn an; aber die Pflichttreue stählt den gekrümmten Rücken, die Kameradenliebe treibt den Schlaf aus den Augen und aus den verrenkten Beinen des Hingekauerten, zäher männlicher Stolz schwingt den unermüdlichen Arm und läßt den sausen Pickel nicht ruhen. Ist die Schicht um, faßt die Faust des Ablösenden den Stiel der Hacke und der Mineur taumelt mit dem Rest der Kraft dem

Ausgang zu, um Licht zu schauen und den Geräuschen des Kampfes über der Erde zu lauschen. Das ist die Selbständigkeit des einsamen Mineurs, die echte Mannestugend, die unter Aufsicht des eigenen Gewissens das Höchste leistet.

Wie den Mann, so hat die Arbeit sich ihren eigenen Offizier gebildet. Deutschlands aufstrebende Berufe, Volksschullehrer, die nach innen ans Herz des Volkes, Kaufleute und Bankbeamte, die auswärts in die weite Weltwirtschaft streben, drängen sich zu den Pionieren. Mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit Ausdauer und Geduld leiten sie den Krieg unter der Erde. Hand in Hand mit geschulten Bergmännern und Technikern führen sie mit schöpferischem Geist den Kampf gegen die Elemente und den Feind. Willensstärke und Tapferkeit erziehen und erhalten sie der alten Waffe. Nicht umsonst ist das Wort Pionier der Ehrenname für kühne und starke Unternehmer im Dienst des Handels und der Forschung geworden.

Der deutsche Waffenstudent nach dem Kriege.*)

Von Dr. jur. Johannes Fuchs.

Die verschiedensten Einrichtungen und Erscheinungen unseres öffentlichen sowie unseres gesellschaftlichen Lebens sind seit Kriegsbeginn einer Prüfung dahin unterzogen worden, ob sie sich den großen Anforderungen der schweren Gegenwart gewachsen gezeigt oder sich als veraltet erwiesen haben, ob sie mithin noch eine Existenzberechtigung für die Zeit nach dem Kriege für sich behaupten dürfen. Es ist daher selbstverständlich, daß diese Kritik auch an einer so tief eingewurzelten, traditionellen Erscheinung unseres öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens nicht vorübergehen konnte, wie der des deutschen Waffenstudenten, einer Erscheinung, die ihrem Wesen wie ihrer Entstehung nach echt deutsch und auch nur aus deutschen Verhältnissen zu erklären ist. Es ist das nämliche Waffenstudententum, das noch bis vor nicht allzu langer Zeit im Volke als die Verkörperung des Studententums schlechthin angesehen wurde, und das in vielen schönen Bildern, Volksliedern und Liedern unserer besten Dichter (man denke nur an Scheffel) eine herzerfreuende Verherrlichung gefunden hat. An diesem Waffenstudententum aber, als dessen typische Vertreter von je her die Korps, die Landsmannschaften, Burschen- und Turnerschaften (die sogenannten vier großen „schlagenden Verbände“) zu nennen sind, ist nicht, wie bei „Nichteingeweihten fast durchweg angenommen wird, Band und bunte Mütze das wesentliche und charakteristische Merkmal“; es gibt in diesen Verbindungen auch nicht nur Rausch und tolle Freuden; Pflichten überwiegen bei weitem, und strengste (fast militärische) Unterordnung und Einordnung werden von dem jungen Waffenstudenten verlangt. Außer dem Studium gehört er ganz seiner Verbindung. Das wesentlichste Merkmal sind jedoch die Bestimmungsmensuren, die (mit dem Schläger) in einer jeweils festgelegten Anzahl fechterisch einwandfrei geschlagen werden müssen, damit der junge Waffenstudent die verschiedensten Rangstufen innerhalb seiner Verbindung erreichen kann (Fuchs, Bursch; inaktiver Bursch, Alter Herr). Daß das Verbindungswesen um dieser seiner ausgesprochenen Eigenart willen zahlreiche Gegnerschaft finden mußte, liegt auf der Hand. Leider haben sich hierbei viele Mißverständnisse eingeschlichen, und der Kampf ist zeitweise — besonders in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Kriege — ziemlich erbittert gewesen. Die konfessionellen Verbindungen, die die Aufnahmen ihrer Mitglieder von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Religionsbekenntnis abhängig machen, verwerfen grundsätzlich, und zwar aus

religiösen Gründen, das Duell und schlechthin auch jede Bestimmungsmensur, die ja an sich kein Duell ist. Weitere Gegner sind die Vertreter der anti-alkoholischen Bewegung ebenso wie die sportlichen Vereine und Verbindungen, zu denen sich in jüngster Zeit in nicht zu unterschätzender Stärke die Wandervogelbewegung gesellt hat. Aber die zweifellos schärfste und vielleicht gefährlichste Gegnerschaft ist dem Waffenstudenten in der sogenannten „Freien Studentenschaft“ entstanden, die, wie schon der Name sagt, grundsätzlich jeden korporativen Zusammenschluß Studierender verwirft, mithin ihren größten und ausgesprochensten Gegner in den schlagenden Verbänden mit ihrer straffen Organisation, der die restlose Ein- und Unterordnung ihrer Mitglieder Lebensbedingung ist, sehen muß. Leider haben auch während des Krieges die Anfeindungen nicht aufgehört. Man will durchaus das Waffenstudententum von Grund auf neu gestalten oder, wenn möglich, überhaupt beseitigen. Diese Gegner behaupten, der Krieg habe die Bestätigung für ihre schon seit Jahren vertretene feindliche Anschauung erbracht. Wegfall der Bestimmungsmensuren und Mensuren überhaupt, Beseitigung des Trinkzwanges, alle diese Forderungen werden nunmehr damit begründet, daß der Krieg das Waffenstudententum eines Besseren belehrt und ihm die Nichtigkeit seiner bisherigen Grundsätze deutlich vor Augen geführt habe. Unter dem Deckmantel wissenschaftlichen Ernstes versucht man vielfach seine alte, zum Teil versteckte persönliche Gegnerschaft gegen das Waffenstudententum zum Ausdruck zu bringen, und es ist für die Art dieser Gegnerschaft immerhin bezeichnend, wenn in der „Akademischen Rundschau“ über „die Mußstunden des Studenten“ (Seite 250, Märzheft 1916) sich aus der Feder eines Dr. Robert Corweh folgende Auslassung findet:

„Der Kommers in Form studentischer Feiern wird wohl bleiben, ihm haftet bis zur sogenannten Fidulität, die meist in Suität (!) ausartet, etwas vom alten Zeremoniell an, daß unsere Universitäten beim Herausreten an die Öffentlichkeit lieben, aber der regelmäßige Kneipabend der Verbindungen mit offiziellem Teil und Fidulität hat sich überlebt. Nicht nur überlebt, geschmacklos und unsittlich (!) sind die sogenannten nicht offiziellen Geschlechtsabende (!!). An ihnen soll der Fuchs den Umgang mit der Weiblichkeit lernen (!). Die Venus vulgivaga (!) muß als Vertreterin herhalten. Es ist Zeit, daß die freier und weltgewandter gewordenen Mütter und Schwestern von Studenten hier-

*) Aus der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ Nr. 140.

gegen Einsprüche erheben.“ Merkwürdig ist, daß alle derartige Verfasser behaupten, die Waffenstudenten selbst hätten sich im Felde draußen von der Unhaltbarkeit ihres Studententums überzeugt. Demgegenüber steht aber die unlegbare Tatsache, daß gerade die im Felde stehenden und gewesenen Waffenstudenten mit Stolz und Dankbarkeit der in ihrer Verbindung empfangenen Erziehung gedenken und durchweg hervorheben, wie sehr sie den moralischen und ethischen Wert des Waffenstudententums und des in ihm herrschenden Geistes schätzen gelernt haben. Natürlich sind die Waffenstudenten sich vollkommen darüber einig, daß sie sich in manchen den durch den Weltkrieg veränderten und den durch ihn neugeschaffenen Verhältnissen anzupassen haben, und es ist durchaus bezeichnend, wenn ein alter Herr eines Tübinger Korps im 8. Kriegsberichte seines Korps ausführte: „Es versteht sich von selbst, daß der Korpsbetrieb nicht einfach so weitergeht wie er vor dem Kriege war, sondern daß die Lehren des langen, in alle Verhältnisse tiefeinschneidenden Weltkrieges auch von den Aktiven beherzigt werden müssen. Unbeschadet der frohen Burschenlust, die sich die Korps nicht nehmen zu lassen brauchen, müssen Vereinfachung der Sitten, Vermeidung aller unnötigen Ausgaben, Verbilligung des Aktivseins, Förderung des Studiums, Aufhören des Trinkwanges, geringere Inanspruchnahme der Aktiven durch Messuren und Schreibwerk die Forderung des Tages sein. Es ist eine Lebensfrage für die Korps, ob sie die heutige Zeit verstehen und ihr ganzes Leben und Treiben darauf einrichten. An den Alten Herren soll es nicht fehlen.“

Schon Bismarck hatte am 27. April 1895 im gleichen Sinne zu einer Abordnung alter Korpsstudenten zu Friedrichsruhe gesprochen.

Diese Worte kann man als das Programm ansehen, das sich das Waffenstudententum für die Zeit nach dem Kriege zu setzen hat und setzen wird. Es verträgt sich durchaus mit den Grundsätzen des Waffenstudententums; es verlangt nur die Einschränkung bzw. die Beseitigung von Mißbräuchen, die sich im Laufe der letzten vier Jahrzehnte in der Sicherheit langer Friedensjahre und infolge unseres ungewöhnlich rasch sich vermehrenden Wohlstandes herausgebildet haben. Bismarck hat einmal gesagt: „Der Deutsche ist nicht so organisiert, daß er das, wofür er sich in der Jugend begeistert hat, in späteren Jahren vollständig fallen läßt.“ (1. April 1895.)

An den Grundsätzen und Grundlagen soll auch nicht gerüttelt werden, aber gewisse Einschränkungen werden um so leichter zu machen sein, als ja die jungen Studenten durch ihre Militärzeit viel kostbare Zeit verloren haben und zum Teil ihre Studien von vorn wieder beginnen müssen. Das Hauptbestreben aller muß daher bleiben, so schnell wie möglich das Examen abzulegen. Dies sind die Studenten nicht nur sich selbst, sondern auch dem Staate schuldig, der zu seinem Wiederaufbau und seiner wirtschaftlichen Genesung keinen einzigen Mann untätig wissen darf. Diesen Gedanken hat auch bereits die „Deutsche Landsmannschaft“ (Cob. L. C.) in bemerkenswerter Weise auf ihrem diesjährigen Kongreß Rechnung getragen, wenn sie den Kriegsbeschädigten und

Kriegsteilnehmern in weitherziger Weise ihre statutenmäßig zu schlagenden Messuren entweder gänzlich erließ oder der Zahl nach erheblich einschränkte. Nach dem Kriege wird auch etwas weniger getrunken werden, was sich schon zum Teil durch die wirtschaftlichen Verhältnisse von selbst ergeben wird. Sport- und Leibesübungen werden, wie auch bereits vor dem Kriege, in den Verbindungen eifrig betrieben werden. Auch noch manche Kleinlichkeiten und Außerlichkeiten werden schwinden, denn gerade die jungen Studenten bringen aus dem Schützengraben manch anderes und gereifteres Urteil in ihre Heimat mit. Dazu wird die Toleranz gegenüber nicht inkorporierten und nicht fechtenden Studenten gehören. Schwieriger ist nur die Frage zu beantworten, ob das Waffenstudententum bei der stark zunehmenden und durch den Weltkrieg geförderten Politisierung unsres Volkes ebenfalls Politik treiben soll. Diese Frage ist jedoch zu verneinen. Mögen die jungen Studenten für sich allein Politik treiben, sich in verwaltungs- und staatsrechtlichen Fragen und in Bürgerkunde bilden, aber das Waffenstudententum als solches soll sich jeder politischen Betätigung enthalten. Selbst die Burschenschaft ist in den letzten Jahrzehnten nicht mehr politisch oder parteipolitisch nach außen hin besonders hervorgetreten. Dem waffenstudentischen Treiben als solchem würde nur die schöne Harmlosigkeit genommen, die später nie mehr im Leben des Akademikers wiederkehrt. Das deutsche Waffenstudententum mag die schöne und ernste Mahnung Bismarcks, den es ja immer mit Stolz als einen der Seinigen betrachten konnte, beherzigen, die uneingeschränkt auch auf unsere Zeit paßt:

„Ich habe zu der deutschen Nation und namentlich zur Jugend, zu der jetzt studierenden Jugend, die unter den Eindrücken der großen Zeit studiert hat, die unser Kaiser an der Spitze seines Heeres inaugurierte, das Vertrauen: die wird auf die heutige Politik, auf den Partikularismus der zehn oder zwölf Fraktionen, die hier miteinander kämpfen, als auf einen glücklich überwundenen Standpunkt zurückblicken.“ (14. März 1885.)

Und ein andermal sagt Bismarck:

„Ohne Kampf kein Leben, nur muß man in allen Kämpfen die nationale Frage doch immer als Sammelpunkt haben, und dies ist für uns das Reich, nicht so, wie es vielleicht gewünscht wird, aber so wie es besteht, das Reich und sein Kaiser.“ (1. April 1897.)

Diese Auffassung wird der deutsche Waffenstudent bewahren und betätigen.

Und so werden denn auch an den Korps, den Landsmannschaften, Burschen- und Turnerschaften die großen Ereignisse des Krieges, in dem ihre Angehörigen sich durchweg heldenhaft geschlagen haben, nicht spurlos vorübergehen. Sie werden sich bei aller Wahrung der stets bewährten Grundsätze den nötigen Reformen nicht verschließen; trotzdem bleibt das Waffenstudententum als solches und wird bleiben, denn die große Zeit hat den Beweis seiner Lebensfähigkeit und Lebensberechtigung erbracht. Aber auch ihm wird der „Krieg ein Studium und der Friede eine Übung sein.“ (Vegetius, „de re militari“.)

Ein Kapitel aus dem Leben der Alpenblumen.

Von Leutnant d. R. Scharnberg, Weggis.
(Schluß.)

Zwei Hauptprobleme treten hier zutage:

1. das lebhaftes Pflanzenwachstum kurz nach der Schneeschmelze,
2. das abnorm frühe Blühen dieser Pflanzen.

Beide Punkte sollen näher erörtert werden. Das sofortige Erwachen der alpinen Pflanzenwelt muß uns sehr überraschen, denn wenn in der Ebene der Schnee verschwindet, sind die Wiesen noch wochenlang braun, erst allmählich, wenn die Frühlingssonne immer mehr Macht gewinnt, zeigt sich das erste Grün und weiterhin der erste Blütenstern. In den höhern Regionen folgt fast unmittelbar auf die Schneeschmelze ein lachender

Alpenfrühling. Für diese auffallende Tatsache gibt es eine Erklärung.

In der Ebene ist zur Zeit der Schneeschmelze die Temperatur noch recht niedrig, sie ist lange Zeit noch so tief, daß keine Pflanze zum Wachstum angeregt wird. Die meteorologische Statistik belehrt uns nun, daß die Temperatur bei einer Höhe von 1500 m schon 5,1°, bei einer Höhe von 2000 m schon 7° beträgt, wenn der Schnee dort schmilzt. Diese angegebenen Wärmegrade sind nur Durchschnittszahlen, bei direkter Sonnenbestrahlung werden zu einzelnen Tagesstunden ganz andere Temperaturen erreicht, man hat solche von 20 und 30° gemessen. Die

von der Schneedecke befreite Pflanze findet also gleich warme Luft (eine ihrer Hauptlebensbedingungen) vor, was in der Ebene niemals der Fall ist. Allerdings bringen die Nächte wieder tiefere Wärmegrade, ja oftmals sogar Frost, aber das hindert die alpine Pflanze nicht, ihre Knospen trotzdem in der Tagessonnenwärme zu entfalten. Es ist bei der alpinen Pflanze erbliche Gewöhnung, daß ihr die Unterbrechung des Wachstums durch niedrige nächtliche Temperaturgrade nicht schädlich ist und die jungen Triebe nicht abtöten kann. Es kommt auch nicht selten vor, daß plötzlich wieder kalte Tage kommen, die sogar Neuschnee bringen. In einer Höhe von 1500 m kann auch in den Sommermonaten jeden Tag wieder Schnee fallen. Aber selbst schon blühende Alpenblumen überstehen Frosttage meistens ohne Schädigung. Man hat z. B. öfters beobachtet, daß Blätter fast glashart gefroren sind und dann nach dem Auftauen wieder ihre Tätigkeit aufnehmen. Die Alpenblumen gehören eben zum härteren Geschlecht, sie stellen eine besondere Auslese unter den Pflanzen dar, die sich in eigenartige Lebensverhältnisse hineingefunden haben. Der schädigende Einfluß der kalten Nächte in den oberen Regionen wird allerdings auch schon durch die Kürze der Sommernacht etwas herabgemindert. Es ist nämlich schon oft Juni und Juli, wenn ganz oben der Alpenfrühling eintritt. Die Tage sind also lang und bringen (von eben erwähnten Veränderungen der Witterung abgesehen) Sonnenwärme und Sonnenlicht in überraschend großer Menge. Vom alpinen Sonnenlicht muß jetzt noch eingehender gesprochen werden. Jeder Alpenwanderer weiß, daß das Sonnenlicht in größeren Höhen vielintensiver ist, als in der Ebene. Er zieht es daher vor, Brillen mit farbigen Gläsern zu tragen. Wenn nämlich die Sonnenstrahlen den langen Weg bis zur Ebene durch die dichten, dunst- und staubgeschwängerten Luftschichten zurücklegen, verlieren sie einen großen Teil ihrer ursprünglichen Kraft. In den oberen Regionen ist die Luft aber bekanntlich dünner und reiner, sie verdünnt sich nach oben immer mehr. Daher wird mit Zunahme der Höhe immer weniger Sonnenenergie absorbiert werden. Es ist berechnet worden, daß die Sonnenstrahlen 32% ihrer Energie eingebüßt haben, wenn sie auf dem Meeresspiegel ankommen, dagegen nur 6% auf einem Weg bis zum Gipfel des Mont Blanc (4810 m). Besonders ist das Alpenlicht reicher an ultravioletten Strahlen, die einen eigenartig fördernden Einfluß auf die Entwicklung der Blüten ausüben sollen.

Diese eben geschilderten verhältnismäßig günstigen Licht- und Wärmeverhältnisse der alpinen Region machen das Wachstum von Pflanzen in der Nähe eines schmelzenden Schneefeldes verständlich.

Erstaunlich bleibt aber noch das frühe Blühen dieser Pflanzen!

Die frühe Blütezeit ist für diese Pflanzen Lebensnotwendigkeit, die durch die besonderen meteorologischen Verhältnisse der Umgebung bedingt ist. Der Frühling kommt oben spät, aber der Winter früh. Die eigentliche Sommerzeit wird mit zunehmender Höhe immer kürzer, sie dauert z. B. in einer Höhe von 2500 m nur 45—60 Tage, je nach der besondern Lage (ob Nord- oder Südlage). Wenn die alpine Pflanze also ihre Hauptaufgabe erfüllen will, nämlich Samen bilden und zur Reife bringen, muß sie sich beeilen. Jeder Pflanze ist es um Erhaltung der Art zu tun. Diesem Zwecke dient die Blüte mit ihren Fruchtanlagen. Die Pflanze des Flachlandes kann diese Aufgabe in Ruhe lösen, denn der Sommer ist lang genug. Daher setzt sie auch in den weitaus meisten Fällen erst

Blüten an, wenn Stengel und Blätter getrieben sind, also geraume Zeit nach dem ersten Wachstum. Für die Alpenpflanzen der oberen Regionen ist sofortiges Blühen unisomehr erforderlich, da der ohnehin schon kurze Alpensommer noch durch ungünstige Tage wesentlich verkürzt werden kann.

Auf die Darlegung der Notwendigkeit des zeitigen Blühens wird natürlich die Erörterung folgen müssen: Wie eine Pflanze es möglich macht, gleich Blüten in den ersten Frühlingstagen zu bilden.

Ein Umstand trägt in erster Linie dazu bei. Nämlich: Die meisten alpinen Gewächse stecken sozusagen fertig im Erdboden, wenn der Frühling beginnt. Mit andern Worten, die Pflanzen dort oben sind durchweg mehrjährig. Sie überwintern mit ihren Knollen, Zwiebeln oder Wurzelstöcken in der Erde und haben sämtliche Triebanlagen schon im Jahre vorher vorgebildet. Die Sonne braucht sie also nur zu wecken. Wenn die alpine Pflanze sich erst aus dem Samenkorn entwickeln sollte, würde sie es selten, in großen Höhen niemals zum Blühen bringen. Der Neuschnee würde sie überraschen. Daher nehmen die einjährigen Pflanzen mit zunehmender Höhe immer mehr ab, bis sie zuletzt in den höchsten Regionen, die noch pflanzliches Leben zulassen, ganz aufhören. Natürlich gehen dort auch Pflanzen aus Samen hervor, aber diese können erst im zweiten oder sogar dritten Jahre zur Blüte schreiten. In der Zeit vorher müssen sie erst genügend erstarben. Unsere Frühblüher sind also sämtlich ausdauernde Gewächse. Viele von ihnen überwintern nicht nur mit ihren unterirdischen Organen, sondern auch mit ihren Blättern, wie schon eingangs gesagt wurde. In dieser Erscheinung haben wir auch eine besondere Anpassung der Pflanze zu sehen; denn solche Pflanzen brauchen im Frühling nicht einmal die Blätter, also die Organe der Pflanzen zu bilden, die zur Erzeugung von Bau- und Nährstoffen dienen. Sie können, wenn die Temperaturverhältnisse es gestatten, gleich mit der Hervorbringung beginnen. Manche überwinterten Blätter enthalten schon Reservestoffe aufgespeichert. Das ist z. B. bei dem Alpenglöckchen der Fall. Die andern Frühblüher haben ihre Vorratskammern in den unterirdischen Organen, in den Knollen, Zwiebeln oder Wurzelstöcken angelegt. In Form von Stärke, Zucker, Eiweiß oder Fett sind die Nährstoffe dort angesammelt. Beim ersten günstigen Frühlingwetter mit der nötigen Wärme und dem erforderlichen Licht regt sie sich in der Pflanze, die aufgespeicherten Stoffe werden durch entsprechende chemische Prozesse aufgelöst und in die Triebe geleitet. Da diese auch schon im Herbst des verflohenen Jahres angelegt sind, können sie also schnell zum Treiben gebracht werden.

Es ist also verständlich, daß derart ausgerüstete und für die Zukunft sorgende Pflanzen kurze Zeit nach der Schneeschmelze im Blüten schmuck prangen können.

Wenn die alpine Pflanze ihre Blüten entfaltet und dann die Samenkörner zur Reife gebracht hat, so ist die Hauptaufgabe erfüllt. Nun geht sie erst eigentlich daran, neue Blätter zu bilden und wieder Vorratsstoffe fürs nächste Jahr in ihre Speicher zu leiten. Dann kann der Winter kommen mit seinem Neuschnee und die Pflanze zur langen Ruhe einladen. Für den nächsten Alpenfrühling ist die Pflanze gerüstet, und wir können sie aufs neue in ihren reinen, zarten Blüten neben dem schmelzenden Schnee bewundern.

Das Konkurrenzverbot und die Konkurrenzklausel im Dienstvertrage des Kaufmannes.

(Vergleichende Darstellung nach schweizerischem und deutschem Recht vom intern. Kriegsgefangenen Jäger Peinert, z. Zt. Bern.)

Wo wir hinblicken: „Konkurrenz“; im großen wie im kleinen! Jeder will den Platz an der Sonne erstreben! Neidisch blickt der Überflügelte

auf seinen Nachbar, der ihn in den Schatten zu drängen versucht, und mit allen Mitteln wehrt er sich, um seine Existenz zu behaupten. — Kampf

ums Dasein! — Existenzneid ließ die Fackel des Weltkrieges entfachen! — Wettbewerb mit unlauteren Mitteln kann man dieses Gewaltrecht des Stärkeren nennen, das bis ans Ende der Welt den redlichen Emporkömmling mit Waffengewalt stets in schmale Bahnen zurückzudrängen versuchen wird, bis auch er sich, seiner Kraft bewußt, mit gleichen Mitteln den Platz erstreitet, an den er seiner wirtschaftlichen Bedeutung nach hingehört. — Kein Gesetz und kein Vertrag wird diesen Wettbewerb der Völker, der zu Haß, Zwietracht und blutiger Fehde führt, beschränken können, solange es nicht ein Volk gibt, das dank seiner Stärke darauf dringen kann, daß internationale Verträge und Gesetze geachtet werden.

Anders im kleinen, in der Konkurrenz der Personen untereinander. Hier bietet in jedem modernen Staate die Gesetzgebung eine Handhabe kraft ihrer bestimmenden Gewalt, der es auch an Vollzugskraft nicht mangelt, die Konkurrenz so zu gestalten, daß sie nicht als Quell des Zwistes Verheerung und rohen Krieg bringt, sondern daß sie zum wichtigsten Moment für den Fortschritt der Kultur wird. Wohl ist auch der gesunde Wettbewerb geeignet, seine Mitbewerber zu schädigen und vielleicht gar den Schwächeren zu vernichten, doch hat andererseits die Rechtsordnung kein Interesse daran, einem im Kampfe um die Existenz, im Kampfe ums Dasein auf wirtschaftlichem Gebiet durch die Konkurrenz entstandenen Schaden vorzubeugen, wenn nicht unerlaubte Mittel angewendet werden. Jeder Staat muß im Gegenteil vom nationalökonomischen Gesichtspunkte der Verbilligung und Verbesserung der Wirtschaftsprodukte bedacht sein, die ehrliche Konkurrenz, wie ich sie nennen möchte, zu unterstützen, in der Erkenntnis, daß in ihr der mächtigste Hebel des wirtschaftlichen Fortschrittes liegt, der für den gemeinen Nutzen unentbehrlich ist. Demgemäß enthält auch die Verfassung fast aller Staaten den Grundsatz der Gewährleistung der Handels- und Gewerbefreiheit, der durch die Zivilgesetzgebung im Grunde genommen auch nicht beeinträchtigt werden darf. Der „gesunde“ Wettbewerb ist es auch gar nicht, der die gesetzgebenden Körperschaften zuerst beschäftigte, sondern sein Mißbrauch, der sogenannte unlautere Wettbewerb. Er war es, der den Gesetzgeber veranlaßt hat, sich näher mit seinen krassesten Formen zu beschäftigen, ihn in seinen Extremen zivilrechtlich in den Gesetzen fast aller Kulturstaaten zu beschränken und auch durch besondere Strafbestimmungen gegen den Mißbrauch des Wettbewerbs schützend einzugreifen.

Dem Kaufmann, der wie kein anderer mit der Konkurrenz im Kampfe ums Dasein in Handel und Industrie zu rechnen hat, möge diese Abhandlung nützen. Wenn im Folgenden auch nicht immer dem trockenen „Jus“ ein schmackhaftes Äußeres verliehen werden konnte, so mag der Leser doch eingedenk sein der Worte des Dichters Justus Frey, die da sagen:

Das Gesetz ist ein Netz

Mit Maschen engen und weiten;

Durch die weiten schlüpfen die Gescheiten

Und in den engen bleiben die Dummen hängen.

Mancher Unbequemlichkeit und manchem Schaden wird der kluge, gesetzeskundige Kaufmann aus dem Wege gehen können, jener Kaufmann, der nach dem Kriege mitzuarbeiten hat an der Aufgabe, Deutschland aller Konkurrenz zum Trotz die Stellung zu erringen und zu sichern, auf der es seiner wirtschaftlichen Produktivität und seiner Volkskraft nach stehen muß.

Bevor ich auf das eigentliche Thema meines Aufsatzes näher eingehe, will ich noch einige Erklärungen über das Wesen des Wettbewerbes geben, die zum Verständnis des Folgenden unentbehrlich sind.

Die erste sich aufdrängende Frage ist: Wann ist die Konkurrenz strafbar und wann gibt das Gesetz dem Geschädigten die Möglichkeit eines Einschreitens gegen den Schädigenden? Die deutsche Gesetzgebung antwortet auf diese Frage eigentlich schon durch den Titel ihres in Angelegenheiten des Wettbewerbes erlassenen Spezialgesetzes vom 7. Juni 1909, des Gesetzes betr. die Bekämpfung des „unlauteren“ Wettbewerbes.

Der Wettbewerb ist unlauter, wenn er in Treu und Glauben verletzender Weise — wie ein alter, immer wieder anzuwendender Rechtssatz sagt — dazu verwendet wird, Schädigung eines Konkurrenten zu bezwecken. Diese Schädigung eines Gewerbetreibenden geschieht meistens in der Weise, daß die Unwissenheit und der Leichtsinne des Publikums dabei ausgebeutet werden. Abgesehen davon, daß die Kunden evtl. eine Klage unter dem Gesichtspunkt der arglistigen Täuschung haben können und sich möglicherweise auch ein öffentliches Einschreiten rechtfertigen läßt, genügt die effektive Schädigung des Konkurrenten durch Anziehen der Kunden auf unredliche, meinerwegen übertrieben prahlerische Weise zu dem Vorhandensein des Delikts des unlauteren Wettbewerbs. An sich bildet zwar der Entzug der Geschäftskundschaft noch kein Vermögensstück; der Gewerbetreibende muß auch auf deren Entzug, wie ihn die freie Konkurrenz mit sich bringt, gefaßt sein. Die Beziehungen zur Kundschaft stellen aber für den Kaufmann immerhin eine Anwartschaft dar zu Geschäftsabschlüssen, deren er zur Ausübung seines Gewerbes bedarf. Diese Erwartung beruht auf der Erwägung, daß ein bisher gut bedienter Kunde die Tendenz hat, die Beziehung zu diesem Lieferanten aufrecht zu erhalten und fernere Abschlüsse zu machen. Darauf gründet es sich auch, daß die Beziehungen zur Kundschaft (das Absatzgebiet) wie ein Vermögensstück behandelt werden und daß deren Beeinträchtigung als Schadenzufügung behandelt wird.

Wenn man sich nun die Mittel zum Entzug der Kundschaft näher anschaut, mögen es sein:

1. unwahre Auskündigung,

2. Herabsetzung von Konkurrenten durch verleumderische Beleidigung (Anschwärzung),
 3. Geschäftsreklame mit falschen Vorspiegelungen, oder
 4. unwahre Angaben im Firmenrecht,
- so wird man in der Praxis häufig auf Fälle stoßen, wo insbesondere durch Angestellte eines Kaufmanns während oder nach Beendigung ihres Dienstverhältnisses ein Geschäftsinhaber geschädigt wird; sei es durch Wegnahme der Kunden eben durch Anschwärzung, sei es durch Offenbarung von Geschäftsgeheimnissen oder durch andere, Treu und Glauben verletzende Manipulationen.

Die Beleuchtung dieser Schäden bzw. die zur Bekämpfung und Vorbeugung dieses Wettbewerbes zwischen Prinzipal und Angestellten getroffenen gesetzlichen Bestimmungen nach Schweizer wie nach deutschem Recht will ich in Nachfolgendem etwas näher anführen:

Zu erwähnen ist hierbei, daß selbstverständlich auch die Ausartung der Konkurrenz, der unlautere Wettbewerb, zwischen selbständigen Kaufleuten untereinander in den meisten Staaten gesetzlich bekämpft wird. Deutschland hatte bereits am 27. Mai 1896 ein Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes erlassen, das in letzterer Zeit wiederholt revidiert (so am 7. Juni 1909) neben einer Reihe von zivilrechtlichen Bestimmungen auch scharfe Strafvorschriften für diejenigen enthält, die gegen gewisse Paragraphen dieses Gesetzes verstoßen.

Aber nicht diese Bestimmungen beschäftigen uns, sondern die vorhin erwähnten im Dienstvertrag zwischen Prinzipal und Angestellten. Ein Hauptunterschied ist hier zu machen:

- a) zwischen der Konkurrenz während des Bestandes des Dienstverhältnisses, und
- b) der Konkurrenz nach Aufhören des Dienstverhältnisses.

Im ersteren Falle ergibt sich die Konkurrenzenthaltung teilweise bereits ausdrücklich aus dem Gesetz, oft aber auch schon stillschweigend aus dem Wesen des „dauernden“ Anstellungsvertrages, wonach die ganze Zeit dem Geschäft des Dienstherrn zu widmen ist und die Betätigung eines Angestellten in einem andern Geschäft eine Pflichtenkollision bedeuten würde. (Auch vom Standpunkt des Treu und Glaubens wäre diese Handlungsweise zu verwerfen.) Das Schweizerische Obligationenrecht (Abkürzung: O. R.) hat dies auch in seinem Art. 464 ausgedrückt, welcher lautet:

Der Prokurist, sowie der Handlungsbevollmächtigte, der zum Betriebe des ganzen Gewerbes bestellt ist oder in einem Dienstverhältnis zum Inhaber des Gewerbes steht, darf ohne Einwilligung des Geschäftsherrn weder für eigene Rechnung noch für Rechnung eines Dritten Geschäfte machen, die zu dem Geschäftszweige des Geschäftsherrn gehören.

Bei Übertretung dieser Vorschrift kann der Geschäftsherr Ersatz des verursachten Schadens fordern und die betreffenden Geschäfte auf eigene Rechnung übernehmen.

Die Bestimmungen dieses Artikels sind ganz klar; sie gründen sich auf das in der Bevollmächtigung bzw. Anstellung enthaltene Vertrauensverhältnis und enthalten genaue Vorschriften über die Tragweite dieses Konkurrenzverbotes.

Ganz ähnliche Bestimmungen enthält der § 60 des Deutschen Handelsgesetzbuchs; er sagt:

Der Handlungsgehilfe darf ohne Einwilligung des Prinzipals weder ein Handelsgewerbe betreiben noch in dem Handelszweige des Prinzipals für eigene oder fremde Rechnung Geschäfte machen.

Die Einwilligung zum Betrieb eines Handelsgewerbes gilt als erteilt, wenn dem Prinzipal bei der Anstellung des Gehilfen bekannt ist, daß er das Gewerbe betreibt und der Prinzipal die Aufgabe des Betriebs nicht ausdrücklich vereinbart.

Der Absatz 2 dieses Paragraphen ist zwar im schweizerischen Gesetz nicht enthalten; man kann jedoch aus dem Wortlaut des Artikels 464 „ohne Einwilligung“ annehmen, daß stillschweigende Gestattung der Konkurrenzfähigkeit in der wissentlichen Duldung der Fortsetzung einer früheren Beschäftigung dieser Art gesehen werden kann. Wie die schweizerische Rechtsprechung über diesen Punkt denkt, ist mir unbekannt.

Unterschiedlich sind jedoch die Folgen, die die beiden Gesetze an die Verletzung dieser Vorschriften knüpfen. Das H. G. B. (Deutsches Handelsgesetzbuch) sagt im § 61 Abs. 1:

Verletzt der Handlungsgehilfe die ihm nach § 60 obliegende Verpflichtung, so kann der Prinzipal Schadenersatz fordern; er kann statt dessen verlangen, daß der Handlungsgehilfe die für eigene Rechnung gemachten Geschäfte als für Rechnung des Prinzipals eingegangen gelten läßt und die aus Geschäften für fremde Rechnung bezogene Vergütung herausgibt oder seinen Anspruch auf die Vergütung abtrete.

Während das Deutsche Handelsrecht dem Prinzipal die Wahl läßt, ob er das vom Handlungsgehilfen abgeschlossene Geschäft gegen sich wirken lassen will oder Schadenersatz nach den allgemeinen Vorschriften der §§ 249, 252 B. G. B. (des Bürgerl. Gesetzbuches) fordern will, geht das schweizerische Recht noch weiter, indem es beide Ansprüche des Prinzipals nebeneinander bestehen läßt. Es würde sich nach schweizerischem Recht folgendes Beispiel ergeben:

Der Angestellte hätte eine Ware für Frs. 500 kaufen sollen und können; er kauft für fremde Rechnung zu Frs. 550. Der Prinzipal muß einen Deckungskauf zu Frs. 580 anderswo vornehmen. Er läßt später aber den Kauf gegen sich zu Frs. 550 gelten und kann daneben noch

die Differenz von 580 und 550 = Frs. 30 als Schadenersatz verlangen.

Neben den Folgen dieser Bestimmungen könnte der Prinzipal auch auf Unterlassung dieses rechtswidrigen Benehmens des Angestellten auf Grund Schweizerischen wie Deutschen Gesetzes klagen. Er wird dies aber in der Regel unterlassen, da er kein Interesse daran haben wird, einen Angestellten länger zu behalten, der sein Vertrauen derart mißbraucht hat. Beide Gesetze räumen dem Prinzipal auch das Recht ein — von dem er in den meisten Fällen Gebrauch machen wird —, das Anstellungsverhältnis sofort zu lösen. Art. 352

O. R. sagt, daß als wichtiger, zur sofortigen Auflösung des Dienstverhältnisses berechtigender Grund, jeder Umstand anzusehen ist, bei dessen Vorhandensein dem Zurücktretenden nach Treu und Glauben die Fortsetzung des Dienstverhältnisses nicht mehr zugemutet werden kann. § 72 H. G. B. führt unter Nr. 1 die Verletzung der nach § 60 (den ich angeführt habe) obliegenden Verpflichtung direkt als Auflösungsgrund an.

Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen über die Folgen der Konkurrenz während des Dienstverhältnisses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhandlungen der Schweiz mit den Ententemächten.

Während die Verhandlungen über das wirtschaftliche Abkommen zwischen der Schweiz und Deutschland am 20. August zu einem befriedigenden Abschluß geführt worden sind, ziehen sich die Verhandlungen der Schweiz mit den Ententemächten noch immer in die Länge. Es scheint, daß die Frage des Seidenexports nach Deutschland und die von der Schweiz im Hinblick auf die 30000 Internierten geforderte Erhöhung der Getreidekontingente die meisten Schwierigkeiten bieten. Die Schweiz weist in den Verhandlungen nach, daß die Internierten allein täglich 12000 kg Brot essen, wobei die große Zahl der Familien,

die den Internierten nach der Schweiz gefolgt sind, nicht eingerechnet sind, und daß dadurch die Kontingente an Brotgetreide, die ihr zur Verfügung stehen, ganz erheblich beansprucht werden. Nach den letzten Zeitungsnotizen ist England geneigt, dem Wunsche der Schweiz entgegenzukommen, doch sollen andere Länder der Alliierten ihm Widerstand entgegensetzen. In den daran geknüpften Kommentaren wird auch wieder die Erhöhung des Kostgeldes für die Internierten gestreift, die bisher von Deutschland allein zugestanden und mit Rückwirkung auf den 1. Januar d. J. bereits ausbezahlt worden ist.



Meine Fahrt auf einem Hospitalschiff.

Von Major B. in Gersau.

(Schluß.)

III. Saloniki und Rückfahrt.

Saloniki, Stadt mit den Erinnerungen an die Glanzzeit mazedonischer Geschichte, Stadt des Wirkungskreises des größten Apostels, du Zeuge der Mißwirtschaft deiner oft wechselnden Machthaber! Terrassenförmig baut sich die in eine uralte Ringmauer eingepferchte Stadt auf, die finstere Zitadelle bildet den obersten Teil, ungefähr 30 Minarets erheben sich wie große weiße Bleistifte aus dem Häusergewirr, aber auch zahlreiche Kuppeln deuten auf die Kirchen des griechisch-römischen Kultus hin. An die in einem großen Viereck gebaute Stadt reiht sich das elegante durch grüne Anlagen freundlichere Europäerviertel an. Fast ganz kahle, ziemlich beträchtliche Höhen umgeben im Halbkreis die lieblich gelegene, jetzt mehr als sonst genannte Stadt. Auf ihre jetzige Bedeutung weist nicht nur die Anwesenheit zahlreicher Kriegsschiffe

in dem geschützten natürlichen Hafen hin, überall befinden sich außerhalb der Stadt Neuanlagen von Lazaretten, Depots und Lagern aller dort gegen uns kämpfenden Völker. Und diese Neuanlagen bilden eine große Stadt für sich. Ein buntes Leben. Von den Höhen bis Monastir und der Struma hört man den langentbehrten Geschützdonner. Zahlreiche Wasserflieger zeigen ihre Geschicklichkeit in der Luft und auf dem Meere.

Dies ist der erste Eindruck, den wir bei unserer Einfahrt gewinnen. Er verstärkt sich im Laufe der nächsten zwölf Tage, die wir hier an Bord bei den bisherigen Einschränkungen verbringen müssen. Ein beständiges Gehen und Kommen von Schiffen aller Art und Völker; aber alles steht im Zeichen des Krieges. Wir sehen in der Ferne das gelobte, uns unerreichbare Land. Man wird bereits nach den ersten Tagen müde, die Bilder bleiben ständig die gleichen, keine Abwechslung. Und dazu dieser Mangel an geistiger Beschäftigung. Denn die tägliche Bestellung der zahlreichen Blättchen aus

Saloniki war sicher keine geistige Kost, im Gegenteil. Welche Ansichten über unsere Kenntnisse mögen der „Börser“ und der Korporal wohl bei unsern Bestellungen der Zeitungen in französischer, englischer, neugriechischer, russischer und serbischer Sprache gewonnen haben? Und wirklich hat sich unter den zehn Offizieren für jede Sprache ein Kenner gefunden! Ich habe einige dieser Zeitungen aufgehoben; ihr Inhalt übersteigt die kühnsten Erwartungen. Sie sollen mir in späteren Zeiten noch manche fröhliche Minute bereiten.

Herrliches Wetter hatten wir während des Aufenthalts in der Bucht von Saloniki zu verzeichnen. So klar vor uns die Berge am Struma und Vardar lagen, so neidisch verhüllte uns der mächtig aus dem Meere auftauchende Olymp sein schneebedecktes Haupt. Nur einigemale zeigte sich der Göttersitz Alt-Griechenlands in seiner ganzen Herrlichkeit. Wohl zu verstehen bei diesem Anblick ist der Glaube der Hellenen, daß hier Zeus und die unsterblichen Götter thronen. Unserer Zugspitze an Höhe und Form gleich, ragt mächtig und unvermittelt dieser Berg aus dem Meere heraus. In Andacht staunten wir, und die Sagen längst vergangener Zeiten klingen an unser Ohr.

Am Sonntag ist Gottesdienst. Der Geistliche wählt als Text Apostelgeschichte 17. Er erzählt uns von seinem gestrigen Besuch der Stadt. Die Altstadt muß zu Zeiten des ersten Besuches des Apostels Paulus am Sabbat genau den gleichen Eindruck gemacht haben wie heute. Über 80 000 Juden beherbergt Saloniki bei 150 000 Einwohnern. Deshalb sind alle Läden am Sabbat geschlossen. An den Apostelbesuch erinnern noch Straßen mit dem Namen des Apostels und seines Gastgeber Jason, dessen Haus ebenso wie der erste Taufstein noch gezeigt werden. An die mazedonische Königszeit mahnen die Straßennamen Philipps und Alexanders des Großen.

Himmelfahrtstag — und immer noch liegen wir hier, von jeder Nachricht aus der Heimat abgeschnitten. Am Abend verlassen zwei Hospital-schiffe den Hafen. Wir treffen sie wieder im Hafen von Ferryville. Sie verkehren nur zwischen Biserta und Saloniki. Arme Kameraden, die ihr solange nicht an Land kommen sollt! Einige Tage später lichten auch Sphynx und La Fayette die Anker. Wann werden wir endlich zurückkehren? Wie immer keine Antwort auf diese Fragen! Tags darauf, am 23. Mai nachmittags, das bekannte geschäftige Treiben an der Anker-spille. Auch wir fahren ab — André Lebon und Navarre. André Lebon hatte in den letzten Tagen 800 Verwundete an Bord genommen, Franzosen und Russen, leider auch sechs verwundete kriegs-gefangene Deutsche und Bulgaren. Ein Zug des Elendes und des Jammers! Das Sanitätspersonal, das seit Toulon sehr zahlreich unser Schiff bevölkert hatte, war bereits am Tage nach der An-kunft in Saloniki an die nicht allzu ferne Front

abgegangen, der weite Schiffsbauch hatte seinen Inhalt — soweit wir während der Bewegung an Deck beobachten konnten — an Sanitäts- und Zeltausrüstungen entleert, menschliches Elend aller Art war jetzt eingezogen.

Allmählich verkleinert sich das gewohnte Hafengebilde, die streng überwachte Sperre wird überwunden, wir sehen und hören zum Schluß noch die Tätigkeit der Abwehrgeschütze gegen unerwünschten Fliegerbesuch. Zum letzten Male grüßt uns, seine stillen Verehrer, in voller Schönheit der mächtige Olymp. Die weite Mündung des Vardar mit seinen Sümpfen dehnt sich zur Rechten aus. Die Sonne sinkt herab und auch wir tauchen von Deck in unser Verließ unter. Wir werden fest in den Kabinen geschüttelt und erneut zeigen sich am frühen Morgen auf verschiedenen Gesichtern die Spuren eines schweren hoffnungslosen Kampfes. Was ist denn los? Wir liegen ja schon wieder vor Anker. In eine verlassene Randbucht der Insel Skyros flüchteten die Schiffe bei Tagesanbruch. Kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, weder Mensch noch Tier sind in und am Rande dieses „Waschbeckens“ (so taufen wir die Bucht) zu sehen. Robinson hat kein einsames Land bewohnt. Wir liegen tagsüber im Schutze der Bucht. Gegen Abend wird es wieder lebendig, die begleitenden Torpedoboote jagen durch die einzige Öffnung des Randbeckens, langsam folgen wir. In der Abendsonne sehen wir noch die langgestreckte Küste von Euboea; dann geht es wieder früh zu Bett. Und am Morgen? Sind das nicht die wohlbekannteten Felsen von Milos? Sicher — wir fahren auch dort wieder ein Majestätisch langsame Einfahrt und unsere Schiffe legen sich — neben Sphynx und La Fayette.

Zwei Tage bleiben wir wieder vor Plakka. Eine Glutsonne liegt auf dem unbewegten Wasser. In der Heimat deutsche Pfingsten. Die Gedanken wandern in vergangene Zeiten, an liebe, vertraute Orte. Abends rasseln die Anker. Unter dem Schutze von vier Torpedobootten verlassen die vier Hospital-schiffe den Hafen.

Am 29. Mai gegen 6 Uhr vormittags passieren wir die Straße von Messina. Wir sehen durch die Bullaugen nur Reggio. Die Baumanlagen an der süditalienischen Küste machen einen erfrischenden Eindruck nach den öden griechischen Inseln. Endlich an Deck. In herrlicher Pracht liegt vor uns die reich gegliederte, stark zerklüftete Nordküste Siziliens mit ihren zahlreichen Ortschaften. Eine mächtige weiße Rauchwolke steigt aus dem Schneehaupt des Ätna und deutet auf die beständige Arbeit dieses verderbenbringenden Vulkans hin. Wie trunken haften unsere Blicke an der Schönheit dieses Panoramas, das wir den ganzen Tag über vor Augen haben. Liberische Inseln, Stromboli — alles verschlingen wir gierigen Blickes. Wer diese Schönheit nur durch den Stift festhalten könnte! Leider geht der Kurs nicht nord-westwärts durch die Straße

von Bonifazio, sondern westwärts der afrikanischen Küste zu. Nach einer ziemlich bewegten Nacht fahren wir am Morgen des 30. Mai in den Hafen von Biserta-Ferryville. Aber dieses Mal dürfen wir alles sehen, was bei der Hinfahrt verboten war: Stadt und Strand, Mole und Hafen, Truppen und Eingeborene. Wir verstehen diese Logik nicht. Wir treffen im Hafen die beiden Hospitalschiffe Bien Hoa und Vinez Long, die schon am 17. Mai Saloniki verlassen hatten.

Unter verstärktem Geleite geht es am Nachmittage des 31. Mai in die offene See. Wasserflugzeuge begleiten uns weit in das Meer hinaus. Scharf hält der Kurs an der nordafrikanischen Küste entlang. Es herrscht große Nervosität auf der Kommandobrücke. Im Abendsonnenschein fahren wir südlich der Galitainseln, hinter denen purpurrot die Sonne in das Meer taucht.

Am nächsten Tage schließt sich mancher Dampfer unserem Geleitzug an. Wir sehen wieder einmal andere Schiffe auf dem freien Meere als nur die unsrigen. Noch eine Nacht, und bei Sonnenaufgang legen sich die Hospitalschiffe im Hafen von Toulon vor Anker.

Sonntag den 3. Juni wird André Lebon an Pier geschleppt und das Ausladen der Verwundeten in die bereitstehenden Eisenbahnzüge beginnt. Wir selbst harren und hoffen. Endlich nach fünf Wochen wieder Grüße aus der Heimat — welche Wohltat und Freude! Allerdings sind die Briefe noch keine Antwort auf unsere ersten Mitteilungen aus Toulon vor der Abfahrt.

Tags darauf werden wir alle in das Wasserfort „la grosse tour“ verbracht, das Gepäck, an und für sich äußerst beschränkt, bleibt an Bord der Schiffe.

Unterbringung und Aufenthalt in dem Interims-lager bis zu der Ende Juni beabsichtigten neuen Ausfahrt zu schildern bleibt mir versagt. Ebenso wenig darf ich hier aus allem, was wir gesehen und erlebt haben, die sicher in vieler Hinsicht beachtenswerten Schlüsse ziehen! Eine Wiederholung der Fahrt muß nur in erhöhtem Maße alle die Unbilden wiederbringen, ohne daß neue Eindrücke und Bilder den Geist erheben und erfrischen.

Die Fahrt auf Hospitalschiffen, die Verwendung als Geiseln wird allen Betroffenen eine unvergebliche Erinnerung und Mahnung bleiben.

Zu neuem Leben.

Gedanken eines Kriegsgefangenen.

....., im Februar 1917.

Rast ich, so rost ich.

Kürzlich erhielt ich ein verspätetes Weihnachtspaket. Die lange Reisezeit ist nicht ohne Einfluß auf den Inhalt geblieben. Nur für Lektüre hat man sich anscheinend nicht begeistern können. So war Paul Kellers „Ferien vom Ich“ unberührt geblieben.

Ich wollte das Buch zuerst ungelesen beiseite legen. Romane liegen mir zur Zeit nicht. Ihr

weicher Friedenshauch paßt nicht in diese Zeit, wo Waffen klirren, Tatenmenschen leben und sterben. Aber der Titel paßte so gut in meine Stimmung. Ermüdet von langer Arbeit, von dem stets Gleichen, Eintönigen unsrer Lebensweise hatte ich das Bedürfnis, einmal Ferien vom ich zu machen; ich hatte es satt tagaus, tagein die Beschuldigungen gegen unser Vaterland in der feindlichen Presse zu lesen, ich wollte einmal wieder deutsch fühlen und denken. Das Buch brachte mir das, was ich wollte.

Eine Stelle ging mir nicht aus dem Sinn: Wer eine Idee hat, glaube an sie, oder er vergesse sie. So ungefähr hieß es. Auch ich hatte Gedanken, die ich schon längere Zeit in mir herumtrug. Ich wollte das in langer Kriegsgefangenschaft Erworbene sichten und niederlegen. Denen zuhause, die Freiheit und Kampf genießen, sollten die Gedanken ein Zeichen sein, daß auch wir noch leben, auch wir noch kämpfen, denen, die mein Los teilen, sollte es wie freudiger Ruf im Streite erklingen, wie treuer Händedruck von Gleichbetroffenem zu neuem Mut und eisernem Willen. Wir brauchen ihn, auch wir, gerade wir.

Zu sagen, wo ich stecke, in wessen unsrer Feinde Hand ich bin, entspricht nicht dem Zweck dieser kurzen Zeilen. Sollen sie doch nicht über äußere Mühen und Leiden berichten oder urteilen, ob das Volk, dessen Gastfreundschaft ich unfreiwillig genieße, die Kulturaufgabe richtig erfüllt, die in dem Kriegsgefangenen einen Verpflanzter und Träger der Kultur des Landes erblickt, in dessen Macht er sich befindet, dessen innersten Wert er trotz aller Abgeschlossenheit an tausend Kleinigkeiten bemessen und bewerten lernt. Diese Zeilen sollen vielmehr zeigen, wie der moderne Mensch und im engeren Sinne der Mann deutschen Wesens jahrelange Freiheitsberaubung in feindlichem Lande empfindet. Sie sollen ferner die lang zerrissenen Bande zwischen dem heimatlichen Boden und uns, den Enterbten des Krieges, neu anknüpfen, damit, wenn der Tag der Heimkehr naht, die Heimat uns neu verstehen lerne und uns die Wege zu neuem Leben weisen möge. — — —

Gefangenschaft ist Schande nach deutschem Gefühl. So war es, so ist es, so muß es bleiben. Das lehrten uns unsere Väter, das laßt uns unsern Kindern lehren. Wir Deutsche wollen nicht denken, wie mildfühlende Frauen oder kriegsunfrohe Männer es vielen von uns sagten, als wir die Waffen strecken mußten: „Für Sie ist der Krieg aus, Sie haben es gut“. Nein! Nicht so! Tausende wurmt es wieder und wieder und Tausende wird es wurmen auch dann noch, wenn der Heimat Luft uns wieder umgibt. Gefangenschaft ist ein Riß im Leben des Mannes, den nur schwache Charaktere und materiell denkende Menschen verwunden und verwunden werden. Es ist ein Riß, der sich für manche nie, für manche erst spät schließen wird. Ging nicht des Mannes höchstes Gut, Freiheit und Pflicht-

erfüllung, verloren in des Lebens höchstem Augenblick, wo das Vaterland in Not war.

Schande? Mancher wird mich bitter ansehen. „Konnte ich denn etwas dafür, kann der Beste etwas dafür, wenn blutende Wunden ihn unbarmherzig zu Boden warfen, wenn man nach tagelangem Trommelfeuer dem aus sicherem Unterstand vordringendem Feind trotz wildesten Gegenwehr wie eine reife Frucht zum Opfer fällt, wenn mit wohlgezieltem Schuß der Feind mir aus unsichtbarem Versteck mein treues Roß tödlich verwundete, wenn hoch aus der Luft mich die Kunst moderner Technik herunterschob, wenn aus den fernsten Ländern der Erde der Heimat zur Waffentat zustrebend, Willkür uns vor neutralem Hafen ergriff, wenn in ehrlichem Kampfe wir Überlegenheiten erlagen? Ist das Schande? Taten wir nicht alle unsere Pflicht? Wollten wir sie nicht alle tun? Waren wir nicht alle bereit, unser Leben fürs Vaterland zu geben, viel lieber als hinter feindlichen Mauern bitter leidend unser Leben zu verkümmern? Dachten wir nicht alle so? Sind wir darum ehrlos?

Nein, wir sind es nicht. Wir taten unsere Pflicht. Wir dürfen einst vor unsern obersten Kriegsherrn treten, er wird uns nicht verstoßen, auch für uns schlägt sein Herz weiter. Und doch wollen wir, gerade wir, verhüten, wenn einst in Jahrzehnten wieder der Kriegsruf durch Deutschlands Gaeue erschallt, daß einer, und sei es auch der Geringste, Gefangenschaft je dem Kampfe vorziehe, daß er nicht bis zum letzten Atemzug aushalte, damit der Gegner jede Lücke teuer erkaufen müsse, ja, daß es keine Lücken gibt. Wir selbst, die Gefangenen, wollen unsern Kindern die Parole ausgeben: Gefangenschaft ist Schande! Weh dir, wenn du dem Feinde weichst. Alles kann dir zustoßen, Tod, Krüppel fürs Leben zu werden, nur eines nicht: in des Feindes Hand fallen. — — —

Beinahe möchte ich die Feder wieder niederlegen, die mir den Riß meines, unseres Lebens wieder so rücksichtslos vor die Augen stellt, als hätte ich nicht gelernt, oder sagen wir vorsichtiger, zu lernen versucht, dieser Gedanken Herr zu werden, um ein neues Leben anzubahnen, um neu zu werden. Es muß gelingen, die Liebe zum Vaterland, das Gefühl auch jetzt noch bestehender Pflichten und die Liebe zu denen, die mich einst Vater nennen sollen, wird mir die Kraft geben und den Weg zeigen.

Wenn mir der feindliche Offizier, dem ich meinen Degen nach kaum zwei Monate Krieg übergeben mußte, der ritterlich mich meinem braven Pferde den Gnadenschuß geben lassen wollte, damals gesagt hätte, ich würde nicht ein Jahr, wie ich rechnete, sondern drei, vielleicht vier Jahre die Waffen nicht tragen, die Freiheit nicht genießen dürfen, ich und wir alle von damals hätten uns vor Unmöglichem geglaubt. Und doch! Es geht. Der Mensch kann alles, was er muß. Er kann alles, was er will.

Wir brauchen hierzu nicht in die Vergangenheit, in die Geschichte zurückblicken. Die Gegenwart spricht die beste Sprache. Hätte jemand in der Heimat je gedacht, daß man tagelang bis zu den Knien im Wasser stehen kann, daß man tagelang ohne Nahrung leben kann, daß heißeste Sonnenglut und bitterste Eiseskälte den Willen zum Siege nicht raubt, daß der moderne Mensch sich jedes Gramm Nahrung verschreiben lassen werde, daß Kinder, Frauen und Greise, ein ganzes Volk sich willenslos und willensstark jeder, auch der ungewohntesten Arbeit unterziehen werde, wenn die Not zwingt und der Wille zum Siege begeistert. Garnicht zu denken an die unwiederbringlichen Verluste all der Teuren, an die Zerstörung schönster Hoffnungen, die wenige kalte Buchstaben einer Verlustliste offenbaren. Niemand hätte gedacht, daß unser Volk beinahe der ganzen Welt würde trotzen können, niemand hätte gedacht, um auch den Gegner zu würdigen, daß auch er in Verfassung und Lebensanschauung Umwälzungen ertragen würde, die früher jeder, Freund wie Feind, lächelnd für unmöglich gehalten hätte. Niemand, auch der Begeistertste hätte das alles unserer Zeit mit ihrem Luxus und ihrer Verflachung zugetraut. Niemand hätte gedacht, daß wir so leicht unseren Rausch der Vergötterung der Individualität aufgeben würden, um willig nur einem, dem gemeinsamen Gedanken zu leben. Die Welt hat ein anderes Gesicht bekommen und wird sich im Frieden noch weiter ändern, ebenso die Anschauungen des Menschen, nicht ohne anfängliches Murren, ohne immer neues Aufwallen egoistischen Fühlens materieller Wünsche, nicht ohne heiße, stille Tränen. Aber die Natur wie die Geschichte sind rücksichtslos. Fortschritt heißt ihre Losung. Eine neue Zeit beginnt und muß beginnen. Und da liegt meine Hoffnung, auch für uns, die Enterbten des Krieges, gibt es eine, diese neue Zeit, die unsern Arm fordert und braucht. Die Schande kann durch neues Schaffen und Werden getilgt werden. Was der Mann will, kann er.

Und wiederum zögert meine Feder, weil ich mich frage, ob ich selbst so fest dastehe wie ich es schreibe, wie dies klingt und klingen muß. Ich will mich prüfen vor mir, vor dir Leser in der Heimat, vor dir Leser in der Gefangenschaft. Den Kampf, den ich, den alle, die nicht mit der Zukunft abgeschlossen haben, die nicht auf neues Leben verzichten wollen, durchkämpfen müssen, laßt ihn mich offen bekennen. Kampf ist keine Schande, auch dieser nicht, nur zum Siege muß er führen. Sonst war es nicht wert ihn aufzunehmen, sonst müßte ich mich schämen ihn zu zeichnen. — — —

Ein treuer Kamerad sagte einst in einfacher, kerniger Sonntagsandacht: „Unfrei wie wir sind, lernet auch hier frei werden. Frei werden von allem Kleinlichen des Daseins . . .“ Für uns eng zusammenlebende Menschen ist das erste Notwendigkeit, Grundbedingung. Man sieht hier

Vergangen-
Die Gegen-
tte jemand
angelang bis
n, daß man
ab heißeste
den Willen
ne Mensch
ben lassen
ein ganzes
jeder, auch
nen werde,
zum Siege
unwieder-
an die Zer-
enige kalte
n. Niemand
der ganzen
d hätte ge-
rdigen, daß
anschauung
rüher jeder,
möglich ge-
egeistertste
rem Luxus
mand hätte
en Rausch
t aufgeben
emeinsamen
ein anderes
im Frieden
schauungen
es Murren,
nen Fühlens
weiß, stille
schichte sind
re Losung.
nen. Und
ns, die Ent-
e neue Zeit,
Die Schande
rden getilgt
er.

er, weil ich
dastehe wie
nd klingen
mir, vor dir
r Gefangen-
e, die nicht
n, die nicht
urchkämpfen
en. Kampf
t, nur zum
nicht wert
schämen

n einfacher,
ie wir sind,
werden von
Für uns
t das erste
an sieht hier

den Einzelnen, so tief in seine Schwächen, seine Fehler hinein, die wir Menschen nun alle doch haben, daß es wahrlich Geduld und Wille erfordert, sich schon gegenseitig zu ertragen. Der hat hierfür, jener dafür Interesse, der ist jung, jener älter, der will fröhlich sein, jenen drückt das Schicksal, der arbeitet, jener kann sich nicht dazu aufraffen; der ist verheiratet, jener sorgenloser Junggeselle, jener verwöhnt erzogen, der aus einfachem Kreise stammend, der gesund, jener kränklich und nervös; der ist Optimist, jener Pessimist und Nörgler, der bescheiden, jener ein Besserwisser, der will ein bequemes Leben führen, jener fordert vom Gegner nur sein Recht, mehr will er nicht. Alle sind sie verschieden.

„Herrlich“ wird einer zu Hause sagen, wenn er all dieser Verschiedenheiten gedenkt. „Was kann man da nicht alles lernen, wie sich abschleifen, die eigene Anschauung, das eigene Wissen bereichern. Ein Stand lernt den andern, ein Beruf den andern kennen. Und alles müßte zu einem prachtvoll ausgeglichenen, auf lauter sich treu bleibenden, aber doch sich gegenseitig achtenden und beobachtenden Eigenmenschen und Charakteren aufgebauten Ganzen werden. Ein kleiner Staat deutschen Wesens, einig nach außen, verschieden im Innern und doch treu und fest.“ Ja, dazu kommt es, kann es in vielen Fällen kommen, aber auch hier nicht ohne Kampf. Keinen ungeschönen, zu bedauernden, sondern einen notwendigen, den Kampf gegen sich selbst. Du mußt! Wolle nur! Manchem wirds schwer fallen, aber die Erfahrung zeigt, daß sich alles gibt, geben muß, wenn nur freundschaftliches treues Fühlen da ist, wenn nur der Gedanke an die kämpfende Heimat als Ansporn stets neu erweckt wird. Und wer es noch nicht kann, dem wünsche ich einen freudigen

Entschluß, der von Tag zu Tag neu und froh gefaßt wird. Bei jedem findest du Gutes! Sieh nur auf das Gute und du wirst das andere, was dir vielleicht zuerst unsympathisch erschien, vergessen lernen. Wenn du nur willst!

(Fortsetzung folgt.)

Der Gefangenschaft entwichen!

Am 15. August sind in Bern wiederum zwei aus französischer Gefangenschaft entwichene Soldaten, beide vom Inf.-Rgt. 142/8, eingetroffen. Sie wurden von der Deutschen Gesandtschaft, Abt. G, mit Zivilkleidung versehen, blieben noch zwei Tage in Bern, um sich von den Anstrengungen einer immerhin nicht ganz gewöhnlichen Reise zu erholen, die sie aus harter Arbeit in den Kohlenbergwerken in der Nähe von Lyon zur Freiheit zurückgeführt hatte, um dann am 17. 8. in die deutsche Heimat zurückzukehren. Gr.

Konferenz zur Regelung der Gefangenfrage zwischen England und der Türkei.

Die Regierung von Großbritannien beabsichtigt, die Frage der englischen und türkischen Kriegsgefangenen zu regeln. Sie hat deshalb den Vorsteher des eidgenössischen Politischen Departements, Herrn Bundesrat Ador, angefragt, ob er bereit wäre, den Vorsitz einer englisch-türkischen Konferenz zur Regelung dieser Fragen zu übernehmen. Herr Bundesrat Ador hat sich bereit erklärt, diese Mission zu übernehmen und hat die Vorschläge der britischen Regierung der ottomanischen Regierung übermittelt.



Soldat Ernst Parol †.

Die Weesener Internierten erfüllten heute die traurige Pflicht, einen ihrer Kameraden, den Soldaten Ernst Parol, Res. Inf. Rgt. 11, 5. Komp., zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Den Gefahren des Krieges und den Leiden der Gefangenschaft glücklich entronnen, hoffte er in der stärkenden Gebirgsluft der Schweiz Genesung von seinem Leiden zu finden. Doch das Schicksal wollte es anders. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager im Krankenhaus zu Uznach ereilte ihn der Tod. Unter zahlreicher Beteiligung von seiten der Weesener Bevölkerung, der deutschen Kurgäste und der Internierten setzte sich der Trauerzug vom Hotel Speer aus zum Bühlfriedhof in Bewegung. Die ersten Klänge der Schweizer Militärkapelle trugen nicht wenig dazu bei, dem Zuge das feierliche Gepräge eines Soldatenbegräbnisses zu geben. Am Grabe widmete Herr Oberstleutnant von Ziegeler dem Verstorbenen einen herz-

lichen Nachruf. Leider konnte der trauernden Mutter der kleine Trost des ehrenvollen Begräbnisses ihres Sohnes nicht zuteil werden.

Die Ehrensäulen der schweizerischen Kameraden rollten als letzter militärischer Gruß für den verstorbenen Kameraden über das Grab. Stilles Heldentum treuester Pflichterfüllung wurde wieder einmal zu Grabe getragen. Doch in unserm Herzen wird es fortleben, uns zur heiligen Pflicht, — dem Toten der schuldige Dank. Tiede.

Aus der landwirtschaftlichen Schule in Schloß Hard.

Der Sommerkursus, der Anfang Mai seinen Anfang nahm, war weit mehr wie der Winterkursus den praktischen Arbeiten gewidmet.

Es konnte bereits geerntet werden, was im Winter und Frühjahr bearbeitet beziehungsweise gesät worden war. Die Gemüsegärtnereien, die Beerensträucher und Frühobst ergaben reichlichen Ertrag und haben zur Verbesserung und Abwechslung der Kost beigetragen.

im Frühjahr mit dem Bau eines Stall- und Ökonomiegebäudes begonnen, worin außer dem großen Scheunenraum und Wirtschaftsräumen Raum für vorläufig zwölf Stück Rindvieh, zwei Pferde und acht Schweine vorhanden ist. Das Richtfest ist gefeiert und die Arbeiten sind soweit vorgeschritten.



Gemüsegarten.

Die erste Heuernte wurde trocken und gut unter Dach gebracht, ebenso Gerste und Frühkartoffeln.

Der zweite Wiesenschnitt ist im Gange, bald werden die Obstbäume, Spätgemüse, Rüben- und Kartoffelfelder

daß im Laufe des Herbstes das Gebäude in Betrieb genommen werden kann. Der Fleiß und die Tüchtigkeit unserer Internierten haben hiermit ein bleibendes Denkmal der deutschen Interniertenarbeit geschaffen. Stall und



Beim Heuen.

abgeerntet und eingebracht sein. Das Obst soll gemostet oder eingemacht und das Gemüse teilweise eingemacht werden für den Winterbedarf.

Der Hühnerhof, der einen Stamm von 16 Hühnern im Mai hatte, ist jetzt mit über hundert gefiedertem Kleinvieh bevölkert.

Um den Viehstand vergrößern zu können und eine moderne rationelle Bewirtschaftung zu ermöglichen, wurde

Scheune sind nach gesammelten Erfahrungen in der Schweiz und Deutschland gebaut und können in jeder Hinsicht als Musteranlage bezeichnet werden.

Neben praktischen Arbeiten findet noch praktischer und täglich 4 Stunden theoretischer Unterricht statt. Der zweite Kursus wird im Oktober seinen Abschluß finden. Im November soll alsdann voraussichtlich ein neuer Winterkursus beginnen. Veröffentlichungen hierüber werden später erfolgen.

bäudes
n und
ndvieh,
Richt-
hritten,



Unterbau für Stall- und Ökonomiegebäude.

Stanserhornbahn.

Die Leitung der Stanserhornbahn teilt mit, daß sie den Internierten weitgehendst entgegenkommt, indem sie die Berg- und Talfahrt bei Einzelreisen auf Fr. 3.—, bei

einem gemeinsamen Ausflug und einer Beteiligung von mindestens 10 Personen sogar auf Fr. 2.— verringert hat. Diese Taxe von Fr. 2.— bewilligt sie auch den begleitenden Angehörigen der Internierten.

rieb ge-
chtigkeit
Denkmal
all und



Die Tittlis vom Stanserhorn gesehen.

Schweiz
sicht als

cher und
er zweite
Novem-
ursus be-
erfolgen.



Blick vom Stanserhorn auf die Berner Alpen.



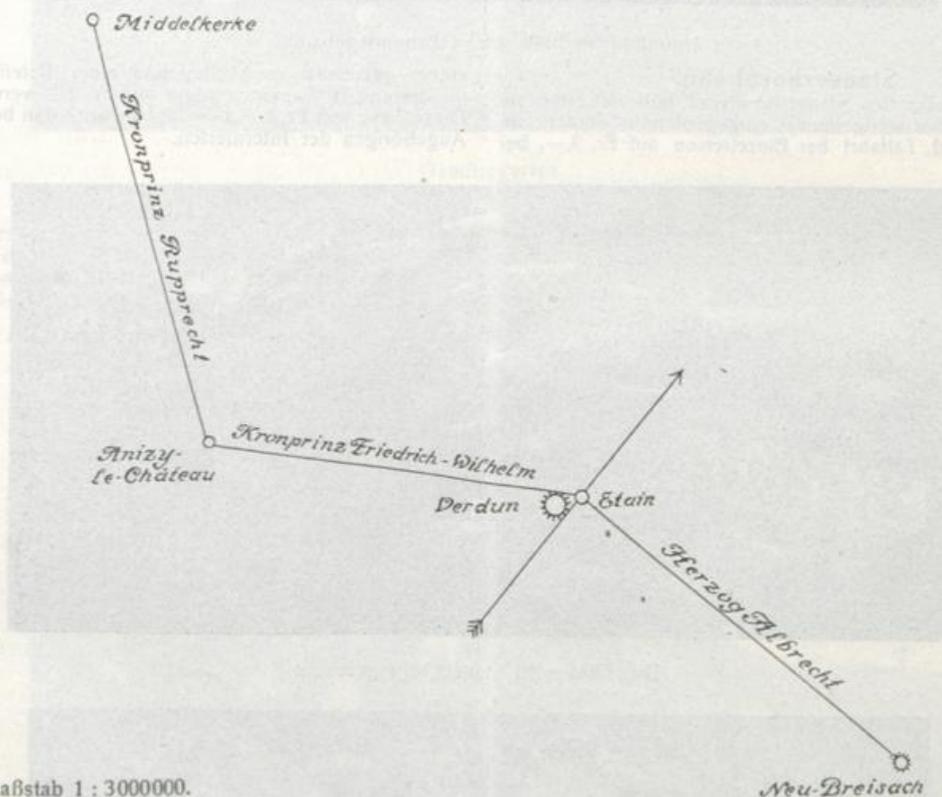
Zur Kriegslage.

(Bis einschließlich 17. August.)

An der russo-rumänischen Front sind bisher Entscheidung suchende Operationen zur Gewinnung der Serethlinie noch nicht erfolgt. Die dortige Lage ähnelt der um die Julimitte 1915, bevor Mackensen den entscheidenden Angriff gegen die Linie Cholm—Lublin, Gallwitz zum Durchbruch über den Narew ansetzte.

dort französisch-englische Divisionen nach Frankreich ziehen zu können, was bisher am griechisch-serbischen Widerspruch gescheitert sein dürfte. Daß Sarrail's Offensivkraft in erhöhtem Maße unter politischen Schwierigkeiten leidet, ist jedenfalls unverkennbar.

Im Westen sind die Engländer am 15. beiderseits von Loos, am 16. zwischen Ypern und Lys erneut zu großen Angriffen geschritten.



Von der italienischen Front ist als Hauptereignis der Besuch des Herrn Poincaré zu melden. Hieran hat sich das Gerücht vom bevorstehenden Eingreifen italienischer Kräfte im Westen geknüpft. Angesichts der Behandlung, welche Italien in jüngster Zeit erfahren hat, erscheint diese Version möglich; außerdem kann man annehmen, daß Frankreich wieder einmal die Vermittlerrolle zwischen den „feindlichen Brüdern“ auf dem Balkan übernommen hat in der Absicht, durch stärkeren Kräfteinsatz italienischer Truppen an der Salonikifront von

Die erstgenannte Operation galt zunächst der Gewinnung des Abschnittes Hulluch—Lens, sodann aber auch der Entwurzelung von La Bassée, und hiermit schließlich indirekt Lille! Der andere, weit gewaltigere Ansturm zielte auf die Linie Roulers—Staden und kennzeichnet sich als erneuter Durchbruchversuch der Hauptstoßgruppe, deren Angriff durch Nebenoperationen (die Gesamtbreite betrug 30 km) unterstützt werden mußte und wurde. Auswertbare Erfolge errangen sie weder hier noch dort. Im Artois scheinen die vier kanadischen

Divisionen nach anfänglichen Erfolgen auf und südlich Höhe 70 wieder bis an die Straße Hulluch—Lens zurückgedrückt worden zu sein. In Flandern können die Engländer als einzigen Erfolg die Einnahme von Langemark buchen, gleich St. Julien eine Brückenkopfstellung auf dem nördlichen Ufer des Steenbaches, der sonst zwischen Merckem und Westhoek die Trennungslinie zwischen uns und unsern Gegnern bildet. Eine großzügige Entwicklung aus den gefannten, von uns eng umschlossen gehaltenen Brückenköpfen dürfte sehr schwierig sein. Trotzdem wird Sir Douglas Haig einen neuen Stoß über den Steenbach in Richtung Staden versuchen und ihm diesmal vielleicht durch einen in westöstlicher Richtung von Dixmuiden auf Staden geführten konzentrischen Angriff besonders Nachdruck verleihen. Jedenfalls wird er alles Erdenkliche probieren, um aus dem strategischen und taktischen Dilemma, in dem er steckt, herauszukommen, und um Pétain's Mitwirkung zu erlangen, zu der dieser sich sowohl in Anbetracht der bisherigen englischen Mißerfolge als auch der noch immer in Frankreich herrschenden Erbitterung über die ungeheuren Aprilverluste offenbar (und sehr begreiflicherweise!) noch nicht hat entschließen können.

Das in letzter Zeit bei St. Quentin, am Dameweg, in der Champagne, nördlich Verdun, sowie im Sundgau zu erheblicher Stärke gesteigerte französische Artilleriefire hat naturgemäß die Frage in den Vordergrund gerückt: Wo werden die Franzosen diesmal ihren Hauptangriff machen? Im derzeitigen Stadium des Krieges rührt diese Frage an das militärische Grundproblem, so wie es General Pétain erscheinen muß, und wie die beigefügte Skizze es klarer darstellt, als weise Abhandlungen strategischer Natur dies zu tun vermöchten.

Jedenfalls dürfte man daraus ersehen können, daß (wohlgemerkt: vom französischen Standpunkt aus betrachtet!) die einzige Möglichkeit, unser Heer mit einem Schlag aus Frankreich hinaus zu manövrieren, in einem erfolgreichen Durchbruch an der Gelenkstelle, und zwar mit dem äußern Flügel längs der Pfeilrichtung, besteht. Aus der Erkenntnis dieser Tatsache werden meines Erachtens auch die schwerwiegenden Gründe faßlich, die seinerzeit General von Falkenhayn zum Angriff auf Verdun bewogen haben mögen. —

Auf den kleinasiatischen Kriegsschauplätzen rückt die für größere Operationen günstige Jahreszeit näher, und damit die Wahrscheinlichkeit eines englischen Angriffs auf Palästina. Eine derartige Operation würde vermutlich auch die Mesopotamische wie die Kaukasusfront in Mitleidenschaft ziehn. Die türkischen Armeen werden also in absehbarer Zeit großen Aufgaben gegenüberstehen. Daß Führung wie Truppe ihnen voll gewachsen sein werden, dürfen wir mit gutem Grunde versichert sein.

19. 8. 17.

B.

Der Sturmerfolg der Badener vor Verdun.

Vor einigen Tagen wurde im deutschen Heeresbericht der schneidige Vorstoß badischer Truppen in die französischen Linien des Caurières-Waldes lobend erwähnt. Zahlreiche Gefangene und reiche Materialbeute wurden in kürzester Zeit eingebracht. Die Frankfurter Zeitung bringt eine eingehende Würdigung der gründlichen und guten Arbeit badischer Truppen. Sie schreibt:

An dem Eckpfeiler der Festung Verdun drohte uns der französische Gegner mit einem Angriff gegen unsere zu Beginn des Jahres erfochtenen Höhenstellungen. Es galt ihm zuzukommen. Deshalb griffen ungeachtet der bedeutenden französischen Vorbereitungen und der starken Artillerie, die der Feind hier zusammengezogen hatte und schon seit dem 11. August wirken ließ, an dem Abend des 16. August oft bewährte badische Truppen unerwartet und mit glänzendem Erfolg die feindlichen Linien am Caurières-Wald an. Dazu wurde alles genau vorbereitet. Mörserbatterien und Feldartillerie wurden unter großen Schwierigkeiten in Stellung gebracht. Die Kolonnen hatten volle Arbeit, um auf den teilweise sehr schlechten Zufahrtswegen die erforderliche Munition heranzubringen. Die Sturmtruppen lagen 48 Stunden sprunghoch in den Gräben und im Vorgelände. Der richtige Augenblick mußte abgepaßt werden. Mit Ungeduld warteten die Braven auf die entscheidende Stunde, und ihre Anfrage schon tags zuvor, ob es nicht bald losgehe, zeugte von ihrer ausgezeichneten Stimmung und frischen Angriffslust. Endlich kam der ersehnte Augenblick. Nach einer wilden Feuervorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer gingen am 16. August abends 8 Uhr die Truppen in vier Wellen zum Sturm vor. Mit außerordentlicher Gewandtheit arbeiteten sie sich in kürzester Zeit durch wüste Trichterfelder und zerfetzte Drahtverhaue an die feindliche Stellung heran. Bald war auf der ganzen Angriffsfront das Ziel erreicht. Die gesamte erste feindliche Stellung, die aus mehreren Linien bestand, war überrannt. Unsere Sturmtruppen hatten den Auftrag, aufzuräumen und zu zerstören, was sie nicht zurückschaffen konnten. Diesen Befehl befolgten sie gründlich. Mit Kampfesfreude und Mannesmut drangen sie bis zur dritten Linie dem überraschten Feinde nach, dem keine andere Wahl blieb, als sich zu ergeben oder unter den deutschen Bajonetten zu sterben. Auf einer Breite von zwei Kilometern und einer Tiefe von 400 Metern wurden 41 starke Unterstände, 37 schwere und mittlere Minenwerfer, ein Handgranatendepot und ein Munitionslager in die Luft gesprengt. Nichts wurde verschont, was dem Feind irgendwie nützlich sein konnte. Auf französischer Seite war man sich anscheinend im Unklaren über die neugeschaffene Lage. Erst gegen Morgen setzte die Gegenwirkung der feindlichen Artillerie ein. Später fühlten unter dem Schutz des Nebels Patrouillen gegen den ersten Kampfgraben vor, aber zu

Gegenangriffen konnten sie sich nach dem schweren Schlag nicht aufraffen. Das ganze Unternehmen war von einem außerordentlichen Schneid getragen und brachte bis jetzt 12 Offiziere und rund 700 Mann an Gefangenen, 13 Minenwerfer, neun Maschinengewehre und 40 Schnelladegewehre ein. Außerdem wurde dabei zahlreiches anderes Kriegsmaterial erbeutet. Die blutigen Verluste des Feindes sind erheblich.

Alle beteiligten Truppen zeichneten sich hervorragend aus und stellten ihre besten Kräfte in den Dienst der Sache, Infanterie und Pioniere durch ihr strammes Vorgehen, Artillerie und Minenwerfer durch das gut liegende Feuer, von dem selbst die gefangenen Franzosen ausnahmslos

mit Bewunderung sprechen, Flieger und Nachrichtentruppen durch ihre gewissenhafteste Beobachtung und prompte und zuverlässige Meldung. Der Erkundungsvorstoß hatte somit in glänzender Weise seinen vollen Zweck erreicht.

Der Dank unseres Allerhöchsten Kriegsherrn kam bald darauf in folgendem Telegramm an unsern Konprinzen zum Ausdruck:

Ich bekomme soeben die Meldung von der kühnen Unternehmung badischer Truppen auf dem Ostufer der Maas. Sprich ihnen meinen kaiserlichen Dank und meine Anerkennung aus. Wie an der flandrischen Front betätigt sich auch vor Verdun deutscher Angriffsgeist.

Wilhelm.

Bücherschau.

Das Buch „Anklagen gegen Deutschland“ von Karl Federn. Jeder, der in französischer Gefangenschaft gewesen ist, kennt die „Zeitung für die deutschen Kriegsgefangenen“, die seit Januar 1915 erscheint, mit dem Zweck, die deutschen Gefangenen zu belehren und aufzuklären. Von der ersten Nummer ab brachte sie regelmäßig als Leitartikel ein Kapitel aus der Schrift „J'accuse“. Jeder Franzose kannte den Titel des Buches und viele hatten es auch gelesen. Die führenden französischen Zeitungen brachten lange Artikel über diesen deutschen Diplomaten, der der Verfasser der anonym erschienenen Schrift sein soll, der aus großer Wahrheitsliebe und Liebe zu seinem armen, dumm gehaltenen Volk dieses Buch als Anklageschrift gegen das militärische, kampfschnaubende Deutschland, das den Krieg über Frankreich heraufbeschworen hatte, unter großem Schmerz — er liebte sein deutsches Volk ja noch immer — geschrieben hatte.

Die Lektüre dieser Anklagen gegen Deutschland machte manchen von uns stutzig. Die Frage: Was ist wahr an diesen Anklagen, drängte sich jedem von uns auf und der Entschluß stand fest, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit uns Gewißheit zu verschaffen, zu hören, was weniger mysteriöse Persönlichkeiten zu den behandelten Fragen zu sagen wissen und zu prüfen. Jetzt ist ein Buch erschienen, das wie kein anderes berufen ist, den Glauben an die Wahrheiten des Verfassers von „J'accuse“ vollständig zu erschüttern. Es heißt „Anklagen gegen Deutschland, das Buch „J'accuse“ und andere Schriften“ (Verlag Ferdinand Wyss in Bern, geh. Fr. 7.50). Am Schluß des Werkes schreibt Karl Federn: „Ich habe diese Arbeit mit tiefem Widerwillen durchgeführt.“ Wir verstehen diesen Widerwillen. Der Verfasser wäre mit seiner Arbeit wohl auch nie fertig geworden, wenn er nicht etwas anderes als eine einfache Kritik geschrieben hätte. Kritiken schreiben, das kann man sich sehr einfach machen, denn jeder Schriftsteller und noch mehr jeder „Historiker“ (so bezeichnet sich der J'accuse-Verfasser) ist an irgend einer Stelle verwundbar. Es handelt sich für den Kritiker nur darum, diese Stelle zu finden. Das ist bei einiger Übung auch nicht allzu schwer. Solche Kritik beweist aber nicht den Wert oder Unwert eines Buches. Sie beweist nur, daß der Autor ein Mensch war. Anders steht es um die Kritik von K. Federn. Er gibt neben der Kritik von J'accuse sehr viel Eigenes. Auf den ersten Blick erkennt man, daß er über eingehende Kenntnisse der Geschichte und der Information verfügt. Sein Urteil ist nicht wie das des J'accuse-Verfassers durch keinerlei Sachkenntnis getrübt. Er beweist nicht, daß der J'accuse-Verfasser einen Irrtum, einen Fehler begangen hat. Seine Arbeit ergibt den Beweis, daß das J'accuse von Anfang bis zu Ende Fehler um Fehler, Irrtümer über Irrtümer, ja Lügen über Lügen enthält. So kann es uns nicht wundern, wenn K. Federn nach Aufdeckung der Unwahrheiten von

leichtsinnigen Beweisen des J'accuse-Verfassers in Worte ausbricht wie: „Solche Behauptungen, die das Gepräge albernster Erfindung an der Stirne tragen, werden — und noch dazu ohne Beweis — höchstens von kannegießernden Schwätzern gleich dem Autor aufgestellt.“ Er ist zu solchen heftigen und noch heftigeren Gefühlsausbrüchen berechtigt, weil er an mehr als einer Stelle beweist, daß er nur sachlich denkt, und die Meinung der Feinde, die „zwar irren, aber nicht fälschen“, wie es der Verfasser von J'accuse tut, sehr wohl zu achten versteht. So sagt er bei Besprechung der Schriften von Menei, Ferrbre und Monroe Smith, die in ganz deutschfeindlichem Sinne geschrieben sind, es hieße diese Männer beleidigen, wenn man ihre Schriften dem bisher besprochenen Buch irgendwie gleichsetzen wollte. Bezeichnend für das unparteiische Urteil Karl Federn's ist auch sein Ausspruch: Ich gehöre nicht zu denen, die die allzu einfache Ansicht vertreten, daß die deutschen Staatsmänner Engel und die englischen Teufel wären. Es gibt in Deutschland viele, die das glauben, und der umgekehrten Ansicht sind die naiven Leute in den feindlichen Ländern.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Die beiden ersten Teile, die Vorgeschichte des Krieges und die Krise des Sommers 1914, lehnen sich an J'accuse an und haben den Zweck, die Ungenauigkeiten und Fälschungen des Buches aufzudecken und richtig zu stellen. Dabei schweift der Verfasser natürlich oft ab. Er muß ab und zu weit ausholen, wenn er gründlich sein will. Die kurze Darstellung der Vorgeschichte des Krieges ist gut. Über diese waren wir allerdings schon unterrichtet durch das Beer'sche „Regenbogenbuch“,*) dessen Dokumente und Kommentare die erste und überzeugendste Widerlegung des J'accuse-Buches sind.

Eine der wirksamsten Anklagen gegen Deutschland ist vom feindlichen und neutralen Auslande die gewesen, daß in Deutschland die Kriegshetzer vor dem Krieg die mächtigste Partei waren, daß sowohl Schriftsteller als auch Gelehrte ihre Kenntnisse in den Dienst der pangermanischen Sache gestellt hätten, während es in den Entente-Ländern keine Hetzreden und Hetzschriften gab. In fast jedem Propagandabuch von feindlicher Seite steht die Behauptung, daß Frobenius, Treitschke und Bernhardi zu den viel gelesenen deutschen Schriftstellern gehörten. Der Autor schließt sich diesen Behauptungen natürlich ganz an. Er weiß, wie sehr das für sein Buch einnehmen muß. Karl Federn widerlegt ihn vollkommen. Zwar führt er hier wie auch an andern Stellen seines Buches nicht deutsche Schriftsteller ins Feld, sondern belgische, englische, französische, also Feinde Deutschlands

*) Die europäischen Kriegsverhandlungen, die maßgebenden Dokumente, chronologisch und sinngemäß zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Dr. Max Beer (Bern 1915, Verlag von Ferdinand Wyss).

läßt er für Deutschland sprechen. Der J'accuse-Verfasser versteift sich besonders auf die Schriften des Generals Bernhardt, die die öffentliche deutsche Meinung vergiftet haben. Nun aber weist Federn nach, daß von Bernhardt's Buch vor dem Krieg im ganzen 4000 Exemplare verkauft wurden. Also kann von einem Einfluß auf die deutsche „Mentalität“ keine Rede sein. Und unsere zeitgenössischen deutschen Dichter? „Wir haben,“ sagt Federn, „in Deutschland gar keinen neueren Dichter, der den Krieg verherrlicht hätte, wie es Kipling in seinen Barrackroom-Ballads getan hat, oder Paul Déroulède in seinen „Chants du soldats“ mit ihren blutrünstigen Illustrationen, wo auf jeder dritten Seite Soldaten in preußischer Uniform niedergemetzelt werden. Verherrlicher des Krieges! Der friedliche Anatole schreibt: „Plus j'y songe et moins j'ose souhaiter la fin de la guerre... Supprimez les vertus militaires et toute la société civile s'écroule.“ (Je mehr ich darüber nachdenke, umso weniger wage ich das Ende des Krieges zu wünschen... Unterdrückt die militärischen Tugenden und die ganze bürgerliche Gesellschaft bricht zusammen.)

Ein sehr wichtiges Kapitel in der Vorgeschichte des Krieges bildet die Einkreisungspolitik, mit der sich notgedrungen der J'accuse Verfasser auch in seinem Buche beschäftigen mußte. Der Autor sagt, das Wort „Einkreisung“ könne, wenn es überhaupt einen Sinn haben solle, nur eine Politik bedeuten, die Deutschland und Österreich, die Zentralmächte durch ein Gegenbündnis peripherer Mächte einzuschließen sucht. „Es sei also ein geographischer Begriff.“ Karl Federn führt zu dieser willkürlichen und falschen Definition des Wortes Einkreisung ein Wort des belgischen Gesandten in Paris an. Herr A. Leghail sprach schon im Jahre 1915 in einer Note an den belgischen Minister des Äußeren Baron Faverau von dem eisernen Kreis, in dem man Deutschland zusammendrücken versucht. (Cercle de fer, dans lequel on cherche à étreindre l'Allemagne.) Im Jahre 1908 sagt der belgische Gesandte Baron Greindl in Berlin von den Ländern der entente cordiale: Elles sont unies par la haine commune contre l'Allemagne (Sie sind geeint in dem gemeinsamen Haß gegen Deutschland). Der französische sozialistische Deputierte Francis Delais sagt wörtlich in seiner im Mai 1911 erschienenen Schrift: La guerre qui vient (der kommende Krieg): „Man trachtete Deutschland durch ein System von Ententen und Bündnissen einzukreisen, suchte es für den Tag der Entscheidung in Europa zu isolieren, daß es von keiner Seite auf militärische oder finanzielle Unterstützung zählen konnte.“

In diesem einen Kapitel über Einkreisungspolitik bringt Federn eine solche Menge von Beweismaterial, daß man erstaunt ist über die Unverfrorenheit, mit der immer wieder der J'accuse-Verfasser Deutschland als den Angreifer hinstellt. Es würde zu weit führen, wenn wir hier das Beweismaterial, das die anderen Kapitel des ersten Buches: Die Haager Konferenzen, die deutsche Flotte und die englischen Vorschläge, Frankreich und Rußland, stützt anführen wollten. Es sei nur noch gesagt, daß diese Kapitel mit demselben Fleiß und mit der gleichen Gründlichkeit wie die anderen geschrieben worden sind.

Der zweite Teil des Buches bespricht die Reise im Sommer 1914. Dieser Teil lehnt sich an den zweiten Hauptteil des J'accuse an, in dem die Anklage erhoben wird, daß die Zentralmächte den von ihnen längst vorbereiteten und gewollten Krieg im Sommer 1914 absichtlich herbeigeführt haben, weil sie den Augenblick zum Losschlagen für besonders günstig hielten und enthält die Kapitel: Österreich und Serbien; das Deutsche Reich (die Verletzung der belgischen Neutralität); England; Rußland; Frankreich. Auch hier eine ungeheure Fülle von Gedanken. Die Kapitel sind wohl alle gleich wichtig. Interessant ist es vielleicht zu hören, was Federn über die Verletzung der belgischen Neutralität schreibt. J'accuse erhebt, wie die anderen feindlichen Propagandaschriften auch, die Anklage, daß Deutschland den Vertrag der belgischen Neutralität als einen chiffon de papier (als Papierfetzen) behandelt hätte. Hierzu stellt Karl Federn fest, daß seit dem 10. März 1872 das Deutsche Reich aus der Zahl der Mächte, die die Neutralität Belgiens garantierten, ausgeschieden war.

So kann völkerrechtlich von einem Vertragsbruch Deutschlands nicht gesprochen werden. Zu der Neutralitätsverletzung äußert sich Federn: Daß die Verletzung der belgischen Neutralität, wie immer die Rechtslage sein mochte, an sich unrechtmäßig war, ist garnicht zu bestreiten und ist auch von deutscher Seite zugegeben worden. In seiner Rede vom 4. August hat der deutsche Reichskanzler das Unrecht ehrlich zugegeben, er verschämte es, das deutsche Vorgehen mit irgend einer Lüge zu verbrämen. Federn schließt hieran eine äußerst interessante Parallele zur Behandlung der griechischen Neutralität.

Das Werk von Karl Federn ist ein Schutz- und Trutzbuch gegen die Anschuldigungen von feindlicher und neutraler Seite. Es ist — und das ist ein großes Verdienst des Verfassers — mit Gründlichkeit und Umsicht geschrieben. Besonders wertvoll wird uns das Werk auch dadurch, daß es in keiner Stelle beleidigend für die Feinde wird, daß es nicht hetzt, daß es stets rein sachlich bleibt. Wir lieben solche Bücher und wir wissen, daß jeder ehrliche neutral denkende Neutrale solche Bücher lieben muß. Wir können ihm keinen besseren Dank wissen, als daß wir sein Buch, das in sehr fließendem Stil geschrieben ist, lesen und verbreiten helfen. N.

Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen: **Der rote Kampfflieger.** In diesem letzten Band der Ullstein-Kriegsbücher gibt der führende deutsche Kampfflieger einen kurzen Abriss seines Lebens von seiner Kadettenzeit bis zum zweiundfünfzigsten Abschluß, mit dem er einen feindlichen Flieger aus den Reihen der Lebenden strich. Knapp und kurz, in unbekümmertem Gemisch von Kavalleristendeutsch und Fliegerjargon ist die Laufbahn eines jungen Offiziers gezeichnet, den ein fröhliches Draufgängertum aus der Masse der Unbekannten heraus hob. Nirgends, in keiner Zeile, macht sich ein Beweihräuchern der eigenen Person breit. Die höchste Kriegsauszeichnung, der Orden Pour le mérite, wird mit einer Zeile abgetan. Dafür weiß er aber viel vom „großen Boelcke, dem er seine ganze Kunst verdankt“, von Graf Holck, von Voß, Wolff und all den andern, deren Namen aus den amtlichen Tagesberichten bekannt sind, zu erzählen. Nebenbei wird auch sein Bruder erwähnt. In dieser Form bedeutet das dünne Bändchen ein Geschenk an die deutsche Nation, die ein Recht darauf, hat die große Zeit in den Schicksalen ihrer Helden mitzuerleben. R.

„Belgium under the German Hed.“ Unter diesem Titel bringt die englische Verlagsfirma Cassel & Co. eine Schrift heraus, als deren Verfasser auf dem Titel der ungarische Schriftsteller Odön Halasi genannt wird. Die „Haag'sche Post“ vom 28. Juli macht darauf aufmerksam, daß es sich dabei um einen unberechtigten Nachdruck des in ungarischer Sprache erschienenen Buches von Halasi „Nemet Belgium ban“ (Belgien unter den Deutschen) handelt. Das Werk ist in der englischen Übersetzung durch zahlreiche Auslassungen und Ergänzungen stark entstellt.

Otto Herpel, **Die Frömmigkeit der deutschen Kriegsslyrik.** — Verlag Alfred Töpelmann, Gießen, 1917. 182 Seiten.

Aus der Riesenflut der Kriegsslyrik, in der uns bekannte Namen wie Gerhart Hauptmann, Stefan George seltsam wenig oder garnicht begegnen, hat der Verfasser mit sicherem Blick eine Auswahl getroffen, die eine gründliche Abhandlung des Gegenstandes gestattet. Auch eine unschwer erreichbare, bedeutende Erweiterung der Auswahl oder ein Zuwarten bis zum Frieden würde an den Ergebnissen der Prüfung, wie der Verfasser wohl mit Recht sagt, nichts ändern: Die Entwicklung des frommen Gedankens in der Kriegsslyrik führt von dem Ungestüm der ersten Tage zu der tief gegründeten, glaubensstarken Zuversicht eines in Leid und Opfer erprobten und gereiften Volkes, in dem Christgläubige und Gottesleugner siegesgewiß geeint sind in nimmermüdem Verantwortungsgefühl und lebendigem Pflichtbewußtsein. Die innerliche Verarbeitung des übergewaltigen Kriegserlebens hat bis jetzt kaum, soweit sich das aus der Kriegsdichtung beurteilen läßt, im Weltanschauungskampf zu einer Änderung im früheren Kräfteverhältnis der Gegner geführt. Der ästhe-

tische Monismus (Preczang, Petzold, Barthel, Bröger) hat sich, trotz mancher gegenteiligen Voraussage, in schwerer seelischer Arbeit behauptet. Das Christentum mit seiner stattlichen Reihe neuer, überzeugter Dichter, die wie beim Monismus zum großen Teil aus dem Arbeiterstande stammen, hat mindestens nichts von seiner Stellung verloren. Eigentümlich ist das starke Hervortreten katholischer Dichter (Lersch, Winckler, Sternberg, Kneip), während auf evangelischer Seite, neben Dichtern wie Lienhard, Schüler, Hadina, Ina Seidel, Knodt, vor allem der kirchliche Volksgesang wieder einen hervorragenden Vertreter in dem Oesterreicher Mühlforth gefunden hat. Bemerkenswert und, wie mit dem Verfasser zu hoffen, verheißungsvoll ist das Zusammenstimmen beider Bekenntnisse in der religiösen Kriegsdichtung. — Herpels Buch mit seinem Urteil, das bei Entgleisungen auch nicht mit dem Tadel kargt (sie hatten seiner Zeit der frz. Kritik willkommenen Anlaß zu üblicher Besprechung gegeben; ist nicht aber das „Tedeum“ S. 113 auch Entgleisung?), mit seiner gründlichen, klaren und anregenden Aufzeigung und Besprechung der Probleme ist eine recht empfehlenswerte Einführung in die Kriegsdichtung und ein wertvoller Beitrag zu den Studien über den Weltkrieg. Fr.

Un prophete, Edgar Quinet, Verl. Plon, Paris. Die Besprechung dieses Buches durch den bekannten westschweizerischen Literaturhistoriker Virgile Rossel enthält Betrachtungen, die ein ehrliches

Bemühen um das Verständnis Deutschlands verraten: „Die gegenwärtige Stunde gehört der Ungerechtigkeit. Aber man sollte deswegen nicht, wie man es bei unsern Nachbarn in Frankreich zu tun pflegt, das Werk und das Wesen eines ganzen Volkes in Bausch und Bogen verdammen. Eine blinde oder auch leidenschaftliche Parteilichkeit ist die schlechteste aller Ratgeberinnen. Wenn der Friede geschlossen und der Haß abgekühlt ist, wird man erkennen, daß das Volk Wilhelms des II., von Bissings und Hindenburgs auch das Volk Herders, Goethes, Schillers, Kants und so vieler Weisen ist, die das geistige Erbe der Menschheit bereichert haben. Wir, die wir nicht über, sondern neben dem Kampfgefühl leben, haben die Pflicht, uns gegen die rohen, in der Hitze des Gefechts gefällten Urteilsprüche zu erheben. Wir, die wir ein Volk bilden, in dem Germanen und Romanen verbrüdet sind, können es nicht ruhig hinnehmen, daß die ganze Vergangenheit und die ganze Zukunft eines großen Landes ohne Gnade verurteilt werden.“



Deutsche Parademusik in Bukarest:



Mutter und Kind.

Unter dem alten Dache im Hof
Schlichen die Nachmittagschatten
Wie heimliches Lauschen.
Fern von den Türmen
Schwebte ein Läuten
Über den Hag
Bis her in der Gärten
Traumhaftes Brüten,
Drinn die Sonne des Sommers
Ihr Gold warf. —
Und noch einmal tönt's
Nur noch leiser zurück
Bis es die Ferne nimmt,
Daß es verklingt, weit wie Gebet.

— — Da hebt sich ein Haupt
Vom Strickzeug —
Unter dem alten Dache im Hof, —
Das Haupt einer schönen Mutter —
Und neigt sich behutsam
Seitwärts zur Wiege
Und schaut voller Seele
Gar lang' in die zarten,
Schlummernden Züge des Kindes.
Und sieh', wie sie so schaut
Lauschend dem jungen Atem,
Der sie beglückt,
Fällt gleich einer Spende
Über die rosenbehängene Mauer
Ein Goldstreif der Sonne
Und gürtet die Stirne
Des kleinen Schläfers.
Doch kaum, daß ein farben
Geringel ihn kost,
Kaum, daß ein Fächeln wird Güte,
Da ist er erwacht,
Um den Mund noch
Lächelnden Traum
Vom Spiel froher Engel. —
Doch wie er das Antlitz nun sieht,
Das sich über ihn beugt,
Wird ein Gefühl ihm bewußt:
Da eint sich ein heimlichstes Band,
Daß sein Lächeln wird lallendes Lied,
Wird ein Begehren nach Leben,
Bis es sich löst zur innigsten Freude. —

Ich aber sah wohl:
Es hob ihn jauchzend
Empor — die schöne Mutter.
— Fern sang eine Amsel
Und die blendende Sonne
Füllte das Land, und dennoch:
Hellere Sonne sah ich,
Jene auf stolzer Stirn.
Augen voll Königinleuchten,
Die haben das ganze Glück
Einer Erde in sich getragen . . .

W. S., Int.

Zum Wohl des Vaterlandes.

Kriegssatire von Hanns Gürtler, Intern., Basel.
Er war nicht schön. Man kann ihn sogar ruhig als
einen Ausbund von Häßlichkeit bezeichnen. Rot war die
Fülle seiner Haare (womit ich übrigens nicht behaupten

will, daß tornisterblonde Haare etwas Unschönes sind).
Was war es aber denn, das ihn so häßlich machte? Viel-
leicht waren es die kleinen, häufig tränenden, wasserblauen
Schweinsäugelchen, die treu unter der Stahlbrille hervor-
guckten; vielleicht waren es die vielen, dicken Pickel, die
er, so lange ich ihn kannte, im Gesicht hatte; vielleicht
war es auch beides, vielleicht auch noch anderes mehr.
Auf seine abscheulichen Pickel war er sogar stolz,
und als er einmal darüber beredet wurde, versetzte er
vergnügt über sein breites Gesicht grinsend: „Das ist die
Jugend!“

Wohlhabend war er. Und trotzdem trug er eine Stahl-
brille? „Es bleibt mir ja nichts weiter übrig, erklärte er
mir. Gold ist mir zu teuer, und dann sieht es so aus,
als wolle man protzen. Trage ich 'ne Doubleéinfassung,
so bekomme ich eine Grünspannase (eigentlich hätte er
ja wissen müssen, das sich dabei niemals Cupr. acet.
bilden kann); außerdem sieht es so aus wie Gold. Da
es aber in Wirklichkeit kein Gold ist, so spiegle ich den
Leuten etwas Falsches vor, und ich will niemanden
täuschen. Kaufe ich mir ein Augenglas ohne Einfassung,
so scheint das, wie wenn man nichts hätte, das will ich
doch auch nicht. Jetzt bleibt mir noch die Wahl zwischen
der Stahlbrille und der neuerdings eingeführten Hornbrille.
Aber Du weißt, ich mache die Mode nicht mit.“

Nein, das konnte ich beim besten Willen nicht be-
haupten, aber er verlangte es auch garnicht von mir. Er
trug, sei es aus Gründen der Pietät, sei es aus Gründen
der Sparsamkeit, unverändert die Anzüge seines seligen
Großvaters weiter.

Aus diesen bis jetzt erwähnten Eigenschaften meines
Freundes ergibt sich wohl ohne weiteres, daß er sich
(wenigstens in den Jahren, wo ich ihn kannte) für das
zarte Geschlecht so gut wie gar nicht interessierte, und
man wird diesem wohl auch kaum verdenken können,
daß es sich nicht sonderlich zu ihm hingezogen fühlte.

Was sein Beruf war? Ja, damit hat es auch wieder
sein Eigenes. Seine „alten Herrschaften“ hätten gern
gesehen, wenn er Lehrer geworden wäre. Andererseits sah
man sich auch veranlaßt, ihn für Theologie zu interessieren.
Es sollte ein Pfarrer aus ihm werden. Sogar ein katho-
lischer. Er jedoch fand am Orgelspielen weit mehr Ver-
gnügen als am Predigen. „Aber man kann doch nicht
bloß Organist sein, und Domkapellmeister gibt es auch
nicht allzu viele,“ sagte er sich. Seinen Neigungen ent-
sprach es zwar am meisten Elektrotechniker zu werden.

Na und, um niemand direkt vor den Kopf zu stoßen,
hat er denn schließlich Chemie studiert. Nicht, weil er
besondere Fähigkeiten für diese Wissenschaft gezeigt hätte,
auch nicht, weil sie ihn besonders interessierte; im Gegen-
teil: „Wenn ich viel von Chemie verstände, brauchte ich
sie ja nicht erst zu studieren,“ war seine Ansicht.

Nun kam der Krieg 1914/18, und ganz Deutschland
war begeistert.

Es war ein schöner, warmer Augusttag. Ich saß
gemütlich mit ihm zusammen auf meiner Bude und
schmetterte diverse Dämmerchoppen. Nebenbei bemerkte
er nicht mit, sondern begnügte sich mit einer
Flasche Vibeler Wasser. Er war nämlich Antialkoholiker.
Sonst hätte er selbstverständlich auch Bier bekommen
wie alle meine Besucher.

Aus den Worten, die er zu mir sprach, lohnte ehrliche
Begeisterung für die heilige Sache. Seine Begeisterung
ging zwar nicht so weit, daß er gleich Tausenden frei-

willing zu den Fahnen geeilt wäre — nein, „weißt Du, das ist mir doch ein bißchen zu gefährlich; und außerdem kann man noch gar nicht wissen, wie das ausgeht“, versetzte er. Aber mit einem enthusiastischen: „Der Größte sowohl, wie der Geringste — alle; kein Deutscher sollte sich sträuben, seine Kräfte, seien sie auch noch so schwach, in den Dienst des Vaterlandes für die gute Sache zu stellen!“ schloß er würdig seine feierliche Männerrede.

„Bravo!“ rief ich und stieß mit meinem Bierglas an sein Wasserglas, ganz vergessend, daß es völlig unkommentmäßig ist: Bier und Wasser. Aber was kümmert uns der Kommentar bei der Begeisterung!

„Sag mal,“ kam es ganz kleinlaut und bescheiden von seinen Lippen, „ich möchte doch auch so gerne etwas für das Vaterland tun; ich habe hin und her überlegt, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich mich nützlich machen könnte. Kannst Du mir keinen Rat geben? Du weißt doch sonst immer.“

Erstens ehrte mich das Vertrauen, das er zu mir hatte, und zweitens dachte ich: einem ehrlich begeisterten Menschen muß man helfen, das ist Pflicht. Nachdem ich mir den Kasus überlegt hatte, sagte ich:

„Wie wär's denn, wenn Du endlich dem Wunsche Deiner Eltern nachkämost und Lehrer würdest? Du, als ehemaliger Abiturient brauchst doch nur einen halbjährigen, pädagogischen Kursus mitzumachen. Denke mal, Du ersetzest dadurch Kräfte. Wieder einer mehr kann hinausziehen zur Verteidigung unseres arg bedrohten Vaterlandes.“

„Das ist mir ja unmöglich, Lieber, meinst Du denn ich könnte mich jetzt ein halbes Jahr lang hinsetzen und stumpfsinnig Pädagogik studieren, gerade jetzt bei der Begeisterung? Nie!“

Dieses „nie!“ klang so bestimmt und energisch, daß ich nicht wagte daran zu zweifeln.

„Oder, wenn Du Sanitäter würdest? Denke doch an das hehre Werk des Roten Kreuzes, das allen Kriegern kund wird, denk' an —“

Ich konnte mir alles weitere sparen. Hatte ich doch vergessen, daß der arme Kerl kein Blut sehen konnte, ohne daß es ihm übel ward.

„Wenn ich doch wenigstens einen Hund hätte!“

„Mensch, was willst du denn mit einem Hund?“ fragte ich, ob des sonderbaren Ausrufs ganz erstaunt.

„Abriichten will ich ihn, ausbilden als Sanitätshund. Ich glaube auch, daß ich als Studierender der Naturwissenschaften viel eher auf die Psyche des Hundes einzugehen vermag, als der Durchschnittsmensch. Aber was nützen mir denn alle meine Talente? Ich habe ja keinen Hund.“

„So mache Dir doch einen Jünglingsverein und entfache in den jungen Herzen durch glühende Reden die heiligen Feuer edler Vaterlandsliebe! Dir als hochgebildeten, aus einer geistig aristokratischen Familie stammenden Menschen, wird dies gewiß nicht schwer fallen.“

Auch dies schlug fehl. „Dazu bin ich ja viel zu schüchtern. — Aber das sag' ich dir, im Winter setze ich mich nicht wieder untätig in irgend eine Universitätsstadt. Das kannst du mir glauben.“

Ich glaubte es ihm auch, war es aber mittlerweile leid geworden, ihm ernsthafte Vorschläge zu machen. Was hatte es denn für einen Zweck? Er befolgte ja doch keinen.

„Na, oder Briefträger?“ fing ich an, ihn zu foppen.

„Aber Du weißt doch, daß ich böse Füße habe und nicht viel laufen soll,“ versetzte er mir ganz ernsthaft.

„Oder die Elektrische?“ hänselte ich weiter.

Es durchzuckte sein Gesicht. Seine Augen funkelten. Sein Atem begann merklich schneller zu werden. War es ein Zornesfunkeln, das mir aus seinen Schweinsäugelchen entgegenleuchtete? Ich hatte es vielleicht auch etwas zu weit getrieben; einem ehrlich begeisterten Studiker vorzuschlagen, sich als Trambahnschaffner zu betätigen, das war stark. Aber — es war ja gar kein Zornesaufblitzen, das mir entgegenstrahlte. Es war ein Freudenfunkeln von stillem Glück. Und indem er mir herzlich auf die Schulter schlug, sagte er:

„Hanns! Du bist doch wirklich ein genialer Kerl. Auf eine derartige Idee wäre ich in meinem ganzen Leben nicht gekommen. Und in der Tat, ich glaube auch, daß

ich als Elektrotechniker weit mehr Fähigkeiten dazu besitze, als der Durchschnittsmensch. Überhaupt, der Beruf ist wahrhaft ideal, wie geschaffen für mich.“

Die Begeisterung war noch nicht verflogen. Sie dachte noch gar nicht daran zu verfliegen. Es war ja erst Mitte September.

Ich saß mal wieder gemütlich in meiner Bude und schmetterte Dämmerschoppen.

Es klopft.

Auf mein „herein!“ tritt schwerfällig eine Gestalt in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt ein, eine große Filzschilmütze auf dem Kopf, vorn ein Messingbeschlag mit der Nummer 1475. Er war es wirklich. Tatsächlich hatte er meine Schnapsidee wahr gemacht und war städtischer Straßenbahnwagenführer geworden. Aber keine Spur mehr von dem damaligen Freudenfunkeln war auf seinem Gesicht zu erkennen. Im Gegenteil, er schien totunglücklich zu sein. So unglücklich, daß er noch nicht einmal ein Glas Vibeler Wasser annehmen wollte. Mit einem tiefen Seufzer ließ er sich in meinem Armsessel nieder.

Was mochte nur vorgefallen sein? Er wird doch nicht etwa —? Aber nein; man hatte ja nichts gelesen.

„A-ach!“ ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Was ist denn nur los, Mann? So spreche Dich doch aus. Ich will Dir ja recht gerne helfen.“

„Ach, Du kannst mir ja auch nicht helfen. Es ist zu schrecklich. Drei schlaflose Nächte habe ich schon gehabt. Ich sehe ihn noch immer, wie er blutend vor mir auf dem Geleise lag. Fürchterlich!“

Also doch. — „Ums Himmelswillen, wen denn? Erzähle mir's doch! Ich habe ja gar nichts gelesen,“ rief ich jetzt wirklich erschreckt.

„Ach, den schönen braunen Jagdhund, den ich überfahren hab'! Ich seh' ihn immer noch vor mir, wie er in seinem Blut neben den Schienen lag. Noch dreimal tief aufgeseufzt hat er und mich aus seinen treuen Augen so vorwurfsvoll angeguckt, als wolle er sagen: „Mörder, Mörder!“ Und dann ist er gestorben. — Aber das Schlimmste weißt Du noch gar nicht: es war nämlich gar kein gewöhnlicher Jagdhund, sondern ein Sanitätshund, ein fertig ausgebildeter Sanitätshund. Und anstatt dem Vaterlande etwas genützt zu haben, schade ich ihm nur, beraube es seiner Kräfte. Ich bin untröstlich. Natürlich habe ich sofort bei der Straßenbahnverwaltung um einen mehrwöchigen Urlaub nachgesucht, der mir, zumal ich freiwilliger und unbesoldeter Beamter bin, auch gewährt wurde. Ich gedenke mich aufs Land zurückzuziehen; Ruhe und Einsamkeit werden heilend auf meine Nerven wirken.“

(Schluß folgt.)

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ja, so sagte der Vetter! Ein Claim ist nach ihm ein Stück Goldland, so groß, wie es nach dem Gesetz ein Finder beanspruchen darf. Also die beiden Claims waren zwei der reichsten. Hans im Glück trank natürlich über den Durst, wurde bei einer Schießerei auf den Tod verwundet und fand gerade noch Zeit, Onkel Karl zu schreiben und ihn zu seinem Erben zu erklären. Karl fuhr nach Colorado und hörte, daß er mit kleinem Betriebskapital ein schwer reicher Mann werden könne. Seine Mutter war nicht wohlhabend genug, um ihm mehr als die monatliche Zulage zu geben. Da bat er Gustav und mich als seine nächsten Verwandten — kurz vor unsrer Bekanntschaft mit jener Dame — um ein Darlehen von 20000 Mark. Das war genau die Summe, die jeder von uns Brüdern sein nannte. Mir wurde es schwer genug, mich mit den Zinsen durchzuschlagen, aber der Marineoffizier konnte sich das als von seinem Dienstinkommen noch satt essen. Also schickte Gustav dem Vetter seine Groschen. Karl ließ sich nach Denver versetzen und Gold graben. Später

nahm er den Abschied. Es stellte sich nämlich heraus, daß unter dem Gold Kupfer lagerte. Daß er die Tatsache seinen ahnungslosen Nachbarn und Glücksgefährten verschweigen zu dürfen glaubte, kann ich nicht recht begreifen. Doch der Geschäftsmann denkt darüber anders als der Offizier. Jedenfalls kaufte er das Land rings um seine Claims auf, als die Eigentümer den Reichtum erschöpft wänten. Verdacht hat es ihm auch niemand, denn er erhielt während des Besuchs des Prinzen Heinrich in Amerika noch den Titel Generalkonsul. Die Kupferminen machten ihn zum mehrfachen Millionär, Dollarmillionär! Er erzählte neulich von der Gründung einer Aktiengesellschaft, die er leitete, nachdem seine Partner — auf gut deutsch wohl Teilnehmer — ihm vor Eröffnung des Bergwerksbetriebs eine runde Million gezahlt hatten. Davon schickte er bereits Gustav, dem heutigen Admiral, die Hälfte, denn er hatte sich bei Empfang des Darlehns verpflichtet, den mit dem Geld erzielten Gewinn für alle Zeit mit meinem Bruder zu teilen. Er hielt auch Wort und gab ihm, wie mir scheint, sogar über seine Verpflichtung hinaus, denn als er sah, daß Gustavs Geld ihn reich machen werde, hörte er von seiner Braut von ihrem Erlebnis in Danzig. Natürlich wollte er Gustav schreiben oder auch nach Deutschland fahren, um mit ihm zu reden, aber die Tante meinte, sie werde ihn oder überhaupt keinen Barenheim heiraten, und er verbat sich jedes Anzeigen der Verlobung oder der Hochzeit an Verwandte oder Bekannte in Deutschland. Schließlich wurden sie, wie es in Amerika möglich sein soll, ohne Aufgebot oder Anzeige still getraut, und nun lag auch Onkel Karl daran, jeden Verkehr mit uns abzubringen. Sogar das Geld ließ er Gustav bald nur noch durch seinen Anwalt überweisen, denn namentlich die Tante fürchtete, der Admiral könne sich einmal bedanken wollen und sie in Unannehmlichkeit bringen.“

„Ja, Papa, der hätte Krakeel gemacht.“ Überzeugt, grollend sagte es Ernst.

Der Vater nickte ingrimig.

„Da wir leider von ihm reden müssen, will ich dir bekennen, daß ich mich noch mehr als früher über ihn ärgere, weil er den Haß gegen mich auf dich übertragen hat. Das wäre sonst unter Offizieren ausgeschlossen.“

„Vorläufig bin ich ihn los, Papa, aber schließlich bricht er mir doch noch das Genick.“

Zorn rötete des Vaters Gesicht, als er scharf den Kopf zum Sohn wendete: „Wenn du das von einem andern Vorgesetzten sagtest, würde ich es mir verbitten. Ihm traue ich zu, daß er es versucht. Nun“ — es zitterte fast leiser Donner in dem „Nun“ — „wir würden mit ihm abrechnen!“

Durch die Zähne hatte er die letzten Worte geknurr. Aber er schien sich dem Sohn gleich wieder näher zu fühlen. Weniger streng fuhr er fort: „Lassen wir den Admiral. Vielleicht wurde ihm das Vergessen schwerer als mir, weil er allein blieb. Ich aber fand — deine Mutter und komme nun zu der langen Rede Zweck. Unter uns Männern will ich dir heute bekennen, daß ich noch an die andere dachte, als ich heiratete. Aber vielleicht gerade darum hat sich mein Leben mit der Mama glücklich gestaltet. Anfänglich zog mich zu ihr das Bedürfnis, mich auszuruhen. Wenn ich dann neben ihr saß und mit Behagen die Freude an einer lieben, treuen Gefährtin spürte, schalt ich mich einen elenden Kerl, weil mir noch der andern Bild durch den Kopf spukte, und ich glaubte, für Mama nicht genug tun zu können, um meine Sünde gutzumachen. Heute meine ich, alle Schuld gesühnt zu haben. Ich fühle, daß sie mit mir und ihrem Leben zufrieden ist. Unter dem Druck meines schlechten Gewissens wuchs unsre Neigung von Jahr zu Jahr. Wir beide fordern an Glück nicht mehr, als uns beschieden ist.“

Leise und seltsam weich hatte der Vater geendet. Längst war er verstummt und schien auf etwas zu warten.

„Du willst, daß ich es wie . . .“

Der Vater machte kehrt und schickte sich an, den Weg zurückzugehen. Ernst trat um ihn herum.

„Mein Sohn, ich hoffe, daß du dich in deinem eignen Interesse entschließt, deines Vaters Beispiel zu folgen. Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. Frage dich, zu welcher Heirat nur wir dir unsern Segen geben können.“

„Wenn ich aber dann der Cousine begegne? Du warst von der . . . von . . . der Dame getrennt. Ich habe noch die Wahl, bin Mensch und fürchte, ich könnte später in Versuchung kommen.“

„Dann hast du nur zu fragen, was du bist!“

Der Oberst reckte den Hals aus dem Kragen. Aber in Ärger und Kummer über den Sohn freute er sich doch, daß Ernst ihm ehrliches, rückhaltloses Vertrauen schenkte und sich wie vor einem Freund mutig zu Schwäche bekannte. Es schien darum doppelt schwer, ein Opfer von ihm zu erheischen. Aber es mußte wohl sein.

„Ich hätte mir den Versuch, dich zu bekehren, sparen können, und werde dir nun zeigen, daß du irrst, wenn du glaubst, du könntest noch wählen. Die Mama und Frau von Diershofen haben sehr gegen meinen Wunsch wieder von der Verlobung gesprochen. Auch Diershofen war der Ansicht, daß eure Zukunft nur von dir und seiner Tochter zu regeln sei. Aber als Mama mit seiner Frau zu uns kam, gab er seine Einwilligung, und die Verlobung ist abgemacht. Für der Mama Handeln trage ich die Verantwortung. Ich also habe auch bei Diershofen für dich um seine Tochter angehalten und glaube auch, daß sie die rechte Frau für dich ist. Soll ich jetzt meinem alten Freund sagen: ‚Behalte deine Tochter!‘ und auf seine Zeugen warten?“

Ernst blieb stehen. Daran hatte er nicht gedacht. Es war wirklich zu spät. Er hob die Augen zum Vater, der mit ihm stehengeblieben war, aber auf den Schnee am Erdboden blickte, als scheue er sich, Kummer in des Sohnes Gesicht zu sehen. Er hob die Hand: „Ich habe dich um Verzeihung zu bitten, Papa.“

Fest drückte der alte Herr die Finger: „Kopf hoch, Junge! Sehen wir uns in die Augen. Ich hatte das Vertrauen, du würdest den rechten Weg finden. Laß die Mama nichts merken. Solche Dinge macht man unter Männern ab.“

Er wendete sich schnell, als müsse er jetzt sein Gesicht verbergen, und schritt an. Des Schnees unter den Füßen achteten beide nicht mehr. Der ausgetretene Pfad lag zwischen ihnen. Ernst spürte noch den Schrecken der Erkenntnis, daß er dem Vater fast Unheil gebracht hatte, und fragte, um es gutzumachen: „Was befehlst du mir zu tun?“

„Gar nichts, mein Junge. Handle, wie du es für richtig hältst. Viele Köche verderben den Brei, wie wir erfahren haben. Aber“ — seine Stimme wurde wieder strenger — „verdenke der Mama ihr Eingreifen nicht, denn sie dachte dich glücklich zu machen.“

Der Sohn nickte nur. Nein, die Mutter durfte nichts ahnen. Sie hatte gesagt, daß Diershofen ihn morgen, am zweiten Feiertag, zum Essen erwarteten. Also würde er fahren.

Und am nächsten Vormittag trat er durch das kleine Bahnhofsgebäude in Dieuze auf den Platz, von dem die eine lange Straße des Ortes zur Stadt führte. Tauwetter hatte den Schnee hier geschmolzen. Die Sonne spiegelte sich in Pfützen auf der ungepflasterten Erde. Drüben, auf einem rostigen Schienenstrang, der hinter dem Bahnhof von nirgendwoher nach nirgendwohin zu führen schien, stand ein alter Güterwagen. Verlassen, zerfallend und zeitbenagt, schien er dem Besucher des Ortes zu sagen: Hier ist alles einerlei! Kein Mensch außer ihm war mit dem Zug gekommen und leer, öde, schmutzig der Platz. In Dieuze mußte das Leben noch trostloser als in Remilly sein. Weitergehend, roch er in der Straße den dumpfigen Hauch des Morastes um das Flößchen. Kein Laden war zwischen den niedrigen Häusern zu sehen. Nur drei Schaulustiger, dicht beieinander, erzählten von der keimenden Grabsteinindustrie des Ortes. Nach einem Witzwort sollten die Steinmetzen ahnen, daß nur der Tod in Dieuze zu empfehlen sei.

(Fortsetzung folgt.)

ELCHINA kräftigt in kurzer Zeit

nach Dr. Scarpatelli und
Dr. A. Hausmann.

die angegriffenen Nerven und
die schwächliche Gesundheit.

3 mal täglich vor dem Essen 1 Liqueurgläschen oder 1 Tablette.
Flaschen à Fr. 2.50, Tabletten-Schachtel Fr. 2.50 in den Apotheken.

Hauptdépôts: **St. Gallen:** Hechtapotheke, Marktgasse 11; **Zürich:** Uraniapotheke, Uraniastraße 11;
Davos-Platz und **Dorf:** Apotheken Hausmann.

Blumen · Kunstgläser *Carl Friede*

R. Hennigs Nachfolger

Zürich
Paradeplatz

Telegramm-Adresse: Blumenhennigs
Telephon 1934

Suche per sofort einen

Uhrmachergehilfen.

Gehalt pro Monat Fr. 240. — Offerten erbittet
Julius Wirth, Davos-Platz.

Vermisster!

Kann jemand Auskunft geben über
HANS SIEBECK

Einjähriger Gefreiter, Inf.-Regt. 160, 7. Komp., Preuß. Brig. 50,
3. bayr. Armeekorps, 6. bayr. Division. Zuletzt gesehen am
5. Mai 1915 bei einem Sturmangriff im Bois d'Ailly bei
St. Mihiel. — Auskunft dringend erbeten an Frau Stähelin-
Burckhardt, Basel, Alban-Anlage 64.

Tüchtiger Holzbildhauer

(auf Möbel geübt) wird für längere Zeit und guten Lohn
für sofort gesucht. Auskunft erteilt die Expedition ds. Bl.

Dreher und Maschinenschlosser

sucht

Maschinenfabrik **Amann**, Langenthal.

1—2 Internierte, von Beruf

Holzbearbeitungsmaschinisten

oder Schreiner, welche mit Maschinen betraut
sind, finden leichte Arbeit.

Aug. Günter, mechanische Werkstätte
Oberwil bei Basel.

Für tüchtigen militär- oder zivilinternierten

Nähmaschinen-Mechaniker

welcher Lust hat, über die Internierungszeit in seinem Berufe
tätig zu sein, ist in St. Gallen eine gutbezahlte, angenehme
Stelle offen für Nähmaschinen-Reparaturen in Werkstatt und
beim Kundenbesuch. Eintritt baldmöglichst. Offerten erbeten
an die Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung,
Bern, Eifingerstraße 6a.

Gesucht!

Für eine Finken- und Hausschuhfabrik wird gesucht:

1 Werkführer, 1 Stanzer (Handarbeiter),
2 Zwicker (Handarbeiter), **1 Durchnäher**
auf Macky-Durchnähmaschine, 1 Fräser
und Polierer auf Maschine (elektr. Kraft),
1 Absätzenagler (mit Handkraft).

Nur geübte Arbeiter, welche schon früher in Finken-
und Hausschuhfabrik mit elektrischer Kraft gearbeitet haben,
mögen ihre schriftliche Offerte sofort an **Finkenfabrik,**
Zürich 4, Ankerstraße 38, einsenden.

ALLE IN DER „DEUTSCHEN
INTERNIERTEN-ZEITUNG“
ZUM ABDRUCK GELANGEN-
DEN TEXTLICHEN BILDER

MAUERRAIN 3

HERM.

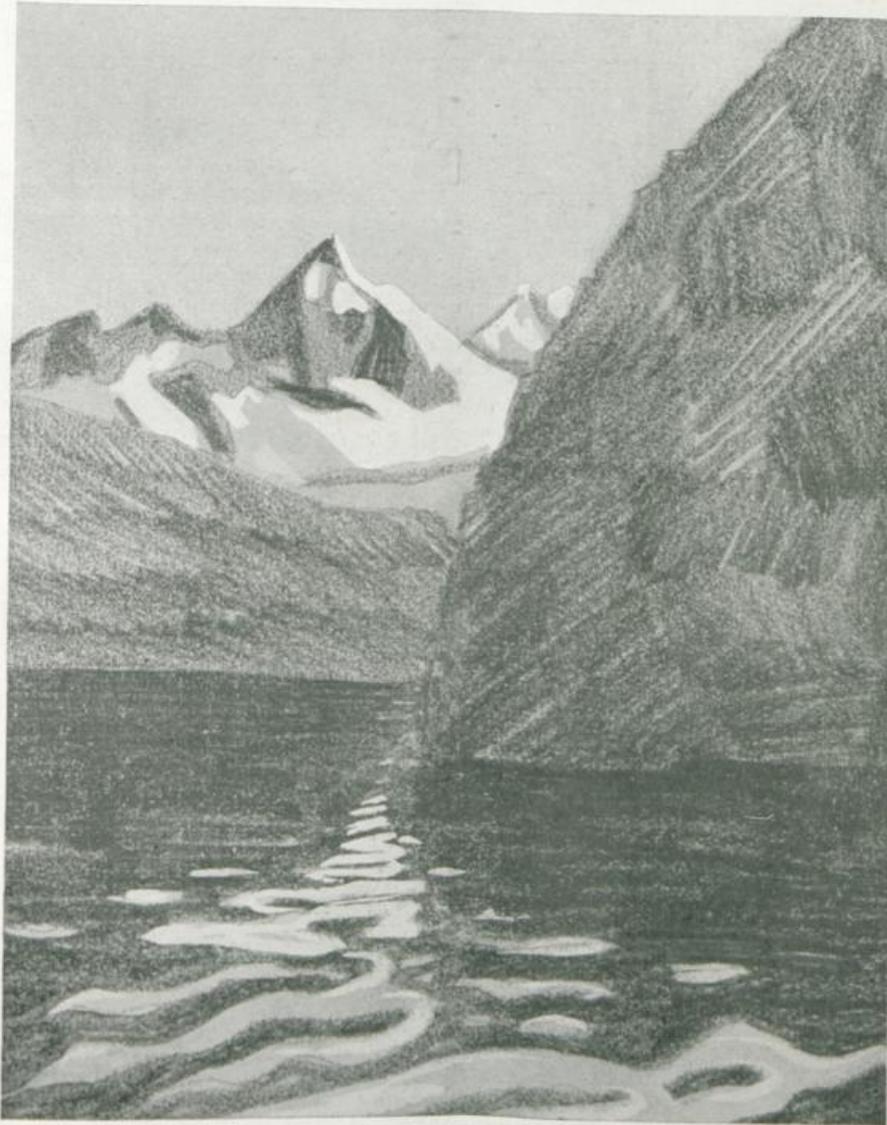


HERMDENZ-BERN
GRAPH-KUNST-
CLICHEE-ANSTALT
Hauptstrasse 4-11/12, 1918

FINDEN IHRE ANFERTIGUNG
IN DER BESTBEKANNTEN
BERNER GRAPH. KUNST- UND
KLISCHEE-ANSTALT VON

DENZ.

TELEPHON 954



Originalzeichnung von F. Sticks.

Rophaien.

Beilage der „Deutschen Internierten-Zeitung“, Heft Nr. 49.

eit

11;

ser

enthal.

sten

n betraut

Werkstätte

er

in Berufe
genehme
statt und
arbeiten
Zeitung.

gesucht:

(Arbeiter),

schneider

Fräser

(tr. Kraft),

in Finken-

betrieben haben,

Fabrik,

UNG

TEN

-UND

VON

N 954

